

Gütersloher Beiträge

zur Heimat- und Landeskunde des Kreises Wiedenbrück

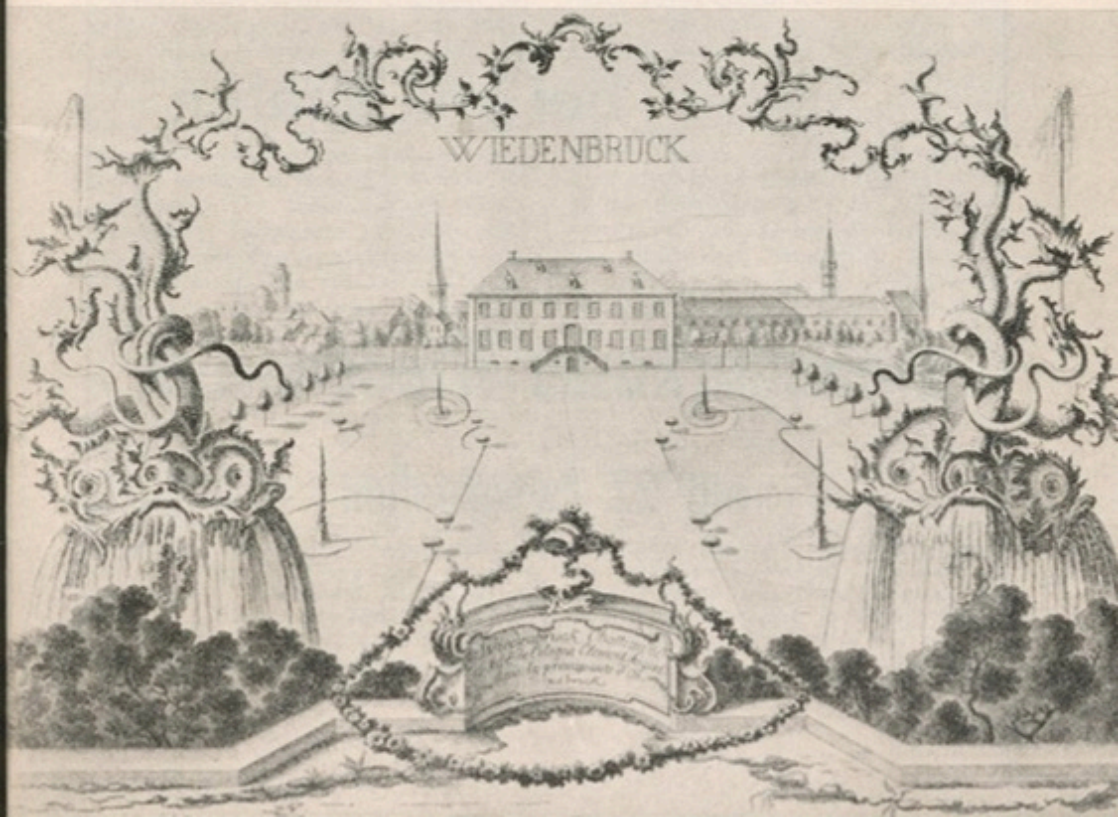
Heft 4

Aus dem Inhalt:



Juni 1966

Die Vereinigung des Kreises Wiedenbrück
mit der preußischen Monarchie vor 150 Jahren –
Ein Porträt der Stadt Wiedenbrück – Die 27 Gemeinden
des Kreises – Der Kreis Wiedenbrück in amtlichen Karten –
Wie alt ist Gütersloh? – Der Gütersloher Meteoritenfall
von 1851 – 400 Millionen Jahre alte Fossilien entdeckt –
Vom Bildungswert der Heimatkunde – Eine Begegnung mit
Paul Westerfrölke – De plattdütsk kürt, vogif sick nicks! –
Plattdeutsche Bestandsaufnahme im Heimatgebiet Minden-
Ravensberg – Es geschah in Gütersloh einst und jetzt



Seit 1855

dienen wir der Bevölkerung
in Stadt und Land

Mit uns arbeiten –
bei uns sparen

Kreissparkasse Wiedenbrück

mit 22 Zweigstellen

Gütersloher Beiträge

zur Heimat- und Landeskunde des Kreises Wiedenbrück

Heft 4

Juni 1966

Die Vereinigung des Kreises Wiedenbrück mit der preußischen Monarchie vor 150 Jahren

Am 24. Juni 1966 feiert der Kreis Wiedenbrück sein 150jähriges Bestehen. Festreden, Zeitungsaufsätze u. a. Veröffentlichungen werden dieses Jubiläum gebührend würdigen. Auch die „Gütersloher Beiträge“ wollen die Aufmerksamkeit ihrer Leser auf dieses Ereignis lenken. Nicht jeder ist heute noch im Besitz des 1921 bei E. Holterdorf in Wiedenbrück erschienenen Buches „Der Kreis Wiedenbrück in Vergangenheit und Gegenwart“ aus der Feder von Dr. Hermann Eickhoff (1853–1934), des Geschichtsschreibers unseres engeren Heimatgebietes. Blättern wir also in diesem Buch und folgen wir in Auszügen seiner Darstellung der Ereignisse vor 150 Jahren.

Die Schlacht bei Leipzig hatte die französische Fremdherrschaft endgültig beseitigt. Nun galt es, ein Neues zu schaffen. Diese Aufgabe stellte sich der Wiener Kongreß, aber erst das Jahr 1815 brachte die Entscheidung. Der preußischen Monarchie lag alles daran, innerhalb ihrer westfälischen Gebiete keine fremde Enklave zu besitzen, sondern ein möglichst in sich geschlossenes und abgerundetes Territorium zu haben. Nun lag der Kreis Wiedenbrück zwischen den Ländern Ravensberg, Münster und Paderborn. Alle drei gehörten definitiv zu Preußen. Sollte da dieser Kreis dauernd in nichtpreußischer Hand verbleiben? Es ist anzunehmen, daß der Oberpräsident

von Vincke ein starkes Interesse daran hatte, dieses Gebiet mit der preußischen Provinz Westfalen zu vereinigen. Ein gleiches Interesse wird der Reichsfürst vom Stein gehabt haben. So gelang es denn, in die Schlußakten des Wiener Kongresses die Bestimmungen aufzunehmen, durch die der Kreis Wiedenbrück definitiv an Preußen fiel. Im Artikel 43 der Schlußakte heißt es: „Die Herrschaften von Rheda und Gronau werden zur preußischen Monarchie gehören.“ Derselbe Artikel entschied endgültig das Schicksal Rietbergs zu Gunsten Preußens. Mit Hannover schwebten längere Zeit Verhandlungen über Reckenberg. Schließlich einigte man sich dahin, daß Preußen

Zum Titelbild: Das Amtshaus Reckenberg vor 200 Jahren

Das Umschlagbild zeigt die verkleinerte Wiedergabe eines im Original 39 x 54,5 cm großen Stiches vom Amtshaus Reckenberg in Wiedenbrück, wie es 1726 unter dem Osnabrücker Fürstbischof Ernst August II. neu errichtet wurde. Als Urheber dieses Stiches werden die Namen Metz-Metelli genannt. Johann Martin Metz (1717–1791), ein Stillebenmaler am kurkölnischen Hofe, lieferte die Vorzeichnung. Diese setzte der Kupferstecher Nikolaus Metelli (1739–1772) auf die Kupferplatte um. Wer an weiteren Einzelheiten interessiert ist, dem seien zwei Aufsätze von Leo Zellner in „Heimatblätter der Glocke“ (Nr. 137 vom 31. 7. 63, S. 547; Nr. 140 vom 26. 10. 63, S. 557) empfohlen. Das Ergebnis seiner Datierungsversuche für diesen Stich lautet „um 1760“.

einige Gebietsteile von Lingen und Münster an Hannover abtrat und dafür das Amt Reckenberg erwarb. Der Artikel 29 der Wiener Schlußakte stellt dies fest. Während der Fürst von Kaunitz kein besonderes Interesse an der Wiederherstellung der Selbständigkeit Rietbergs hatte, da er jahrelang dem Lande ferngeblieben war und nicht daran dachte, seine Residenz wieder dorthin zu verlegen, versuchte der Bevollmächtigte des Grafen von Bentheim-Tecklenburg, der Geh. Rat von Gärtner, die Wiederherstellung der alten Selbständigkeit Rhedas auf dem Kongreß durchzusetzen, allein vergeblich. In einer Note vom 5. Mai 1815 erklärt er dem preußischen Gesandten am Kongreß im Auftrage seines Souveräns, daß er sich und seine Besitzungen dem Schutze des Königs von Preußen freiwillig übergebe. Seine Hoffnung auf Wiederherstellung habe er leider fallen lassen müssen. So waren nun die Würfel des Geschickes gefallen. Der Kreis Wiedenbrück, der in der ältesten Zeit einen inneren Zusammenhang gehabt hatte und erst im Laufe der Jahrhunderte in drei Teile zerfallen und voneinander getrennt war, wurde nun zum Segen der Einwohner wieder zu einem Ganzen vereinigt und mit einer lebensvollen, größeren Monarchie verbunden. Die förmliche Besitznahme verzögerte sich über den Sommer des Jahres 1815 hinaus bis in den Januar des folgenden Jahres. In den öffentlichen Anzeigen der Grafschaft Ravensberg erschien am Donnerstag, dem 11. Jan. 1816, folgende Publikation: „In Gemäßheit des unterm 29. Mai 1815 zu Wien abgeschlossenen Traktes ist zu den Sr. Kgl. Majestät von Preußen zugesicherten Entschädigungen auch das bisher zum Königreich Hannover gehörig gewesene Amt Reckenberg bestimmt worden, und der Unterzeichnete hat den Allerhöchsten Auftrag erhalten, gedachtes Amt von den Kommissarien Sr. Kgl. Majestät von Großbritannien und Irland, auch Hannover, zu übernehmen. Nachdem nun diese Übernahme mit Vorbehalt der feierlichen Landeshuldigung vollzogen worden ist, so fordere ich hiermit sämt-

liche geistliche und weltliche Staatsdiener und die sämtlichen Einwohner des Amtes auf, von heute an Se. Kgl. Majestät von Preußen als ihren alleinigen Landesherrn anzuerkennen und allerhöchst Ihm und seinen Erben und Nachkommen treu, hold und gewärtig zu sein. Das Amt Reckenberg, welches sich der Lage nach mit den preußischen Provinzen schon immer in enger Verbindung befunden hat, wird auch jetzt, wie Se. Kgl. Majestät, mein allergnädigster Herr, es wünschet und erwartet, durch aufrichtige Zuneigung und Treue den übrigen preußischen Staatsbürgern sich gern anschließen, und können die Bewohner desselben dagegen auf eine unermüdliche Sorgfalt für die Beförderung ihres Wohlstandes und auf einen nachdrücklichen Schutz ihrer Rechte und Befugnisse mit vollem Zutrauen rechnen; wodurch Se. Kgl. Majestät ihnen gerne die Beweise der landesväterlichen allergnädigsten Gesinnung bestätigen wird.

Wiedenbrück, den 5. Januar 1816.

Der Kgl. Preuß. Präsident,
Ritterschafts-Direktor und Ritter
des roten Adler-Ordens von Goldbeck
als Immediat-Bevollmächtigter
zur Übernahme des Amtes Reckenberg.“

Am 7. Januar forderte der Präsident der Kgl. Preußischen Reg.-Kommission für Ravensberg v. Bernuth alle Behörden und Bewohner Reckenbergs auf, sich in Angelegenheiten der Civilverwaltung nach Bielefeld, in Steuer- und Domänenangelegenheiten an die Kgl. Direktion für Steuer- und Domänenangelegenheiten in Paderborn zu wenden. Die bestehenden verfassungsmäßigen Behörden in Reckenberg dürften dabei nicht übergangen werden. Diesen Publikationen waren folgende Verhandlungen und Tatsachen in Wiedenbrück vorausgegangen: Am 4. Januar 1816 traten in Wiedenbrück die beiderseitigen Delegierten zur endgültigen Erledigung der Abtretung Reckenbergs zusammen; von hannoverscher Seite: Landrat Graf von Hardenberg und der Ober-Appellationsrat Freiherr v. Stralenheim; von preußischer Seite: Prä-

sident v. Goldbeck. Man tauschte gegenseitig die Vollmachten aus und traf folgende Verabredungen:

1. In Hinsicht des Bezuges von Einkünften aus dem Amte Reckenberg und der Forderungen aus älterer Zeit sollen die nämlichen Bedingungen befolgt werden, welche in Ostfriesland, der Niedergrafschaft Lingen und dem damit in Beziehung stehenden Münsterschen Landesteil festgestellt worden sind.
2. Hinsichtlich der auf dem Fürstentum Osnabrück lastenden Provinzialschulden soll es mit dem jetzt ausscheidenden Amt Reckenberg ebenso gehalten werden wie mit den von Preußen an Hannover abgetretenen und noch abzutretenden Ländern. So der Vorschlag des hannoverschen Kommissars. Der preußische Kommissar schlug vor, es solle in Reckenberg so gehalten werden wie in den eichsfeldischen Aemtern.
3. Es soll strengste Gegenseitigkeit

- beobachtet werden. Die Ansprüche wegen Friedrichsdorf werden vorbehalten von Hannover im Interesse der osnabrücker Landschaft, Kammer und sonstiger osnabrücker Kassen, weil die letzteren jetzt von Osnabrück getrennt werden. Der preuß. Kommissar sagte eine billige Berücksichtigung der Forderung zu.
4. Artikel 14 und 15 der am 26. Dezember 1815 in Lingen abgeschlossenen Konvention finden für Hannover Anwendung.
 5. Die Beamten in Reckenberg werden unter gleichen Verhältnissen von Preußen übernommen.
 6. Die Militärpensionäre erhalten von Hannover ihre Pension, dagegen die im Amt Reckenberg auf der Amts-, Steuer-, Domänen- und geistliche Güterkasse angewiesenen Civil- und geistlichen Pensionäre werden von der preußischen Regierung übernommen.
 7. Die hannoverschen Wappen und Siegel werden an Hannover zurückgeliefert.

So zeigt sich heute das frühere Amtshaus Reckenberg dem Besucher



Nach diesen Verabredungen fand nun am 5. Januar 1816 die feierliche Besitznahme des Amtes Reckenberg durch den Präsidenten v. Goldbeck statt. In dem Bericht, den von Bernuth darüber an den Oberpräsidenten von Vincke erstattete, wird bemerkt: Die Ober-Landesgerichtskommission in Minden ist von der Besitznahme verständigt. Welcher Behörde sind die landesherrlichen Forsten (ca. 300 Morgen) zu unterstellen? (Bemerkung v. Vinckes am Rande: Der Forstbehörde zu Paderborn.) Die Gemeinden Reckenbergs sind ausschließlich katholisch mit Ausnahme der evangelischen Gemeinde in Friedrichsdorf. Eine Verbindung mit dem Bistum Paderborn statt mit Osnabrück ist anzustreben (durchgeführt 1821). Das Personal ist zahlreich und durchgehend reichlich besoldet. Die Trennung von Stadt und Land erschwert die Geschäfte der oberen Behörden. Schließlich schlägt v. Bernuth vor, daß der Herr Landrat v. Scheele, bisheriges erstes Mitglied des Polizeiamtes, mit der Ausübung der ländlichen Funktionen im Kreise beauftragt werden möge. Das geschah denn auch unter Zustimmung v. Vinckes.

In einem Briefe an v. Vincke vom 9. Januar 1816 bemerkt er über den Charakter und die Gesinnung der Bewohner Reckenbergs:

„S. Majestät haben in den Bewohnern ein braves und treues Volk bekommen. Es gewährte den Staatsdienern und Einwohnern eine große Beruhigung, daß sie das Glück haben sollten, unter der obersten Leitung von Ew. Hochwohlgeboren zu kommen, indem sie in Ihnen nicht nur den längst ruhmlich ausgezeichneten Staatsmann, sondern auch den alten osnabrückischen Landsmann erblicken.“

(Hierzu macht v. Vincke die Bemerkung: Cessat, ich bin in Minden geboren und erzogen.) Präsident v. Goldbeck urteilt über die Bewohner: Ich habe mit Vergnügen bemerkt, daß unter den Amtseingesessenen ein Geist der Rechtlichkeit, Biederkeit und Zuneigung zu Preußen herrscht, die die Übernahme schätzbar

macht, wengleich sie hinsichtlich des Staatseinkommens nicht von Bedeutung ist.

Am 27. Januar 1816 erschien im Amtsblatte die neue Steuerordnung für das Amt Reckenberg. Aufgehoben wurde die Französische Personal-, Mobiliar-, Tür- und Fenstersteuer, außerdem die Gewerbesteuer. Es verblieben wie bisher der Monats- und Rauchschatz, die Grundsteuer von ehemals exempt gewesenen Gründen und der Zoll. An die Stelle der aufgehobenen Steuern traten die in Ravensberg, Paderborn und Minden bestehenden Konsumtions-, Patent-, Personal- und Stempelsteuern.

Sodann galt es, die Verabschiedung der in hannoverschen Diensten stehenden Militärs zu erwirken. Ihre Anzahl betrug 150. Es dauerte eine geraume Zeit, bis die Frage der Gehälter und Pensionen reguliert war, und die Anweisung an die Hauptkasse erging. Bisher wurden sie in unregelmäßiger Weise aus der Domänenkasse bestritten.

Es stand von vornherein außer Frage, daß der Mittelpunkt des neuen Kreises die Stadt Wiedenbrück werden mußte. Sie stand an erster Stelle, was ihre Vergangenheit und geschichtliche Bedeutung anbelangte. War sie doch die zweitgrößte Stadt des Bistums Osnabrück gewesen, oft Sitz und Aufenthaltsort des Bischofs und seiner Beamten. Sie lag ferner in der Mitte zwischen dem Lande Rheda und Rietberg und somit in der Mitte des Kreises. An Einwohnerzahl und Wohlhabenheit freilich wurde sie schon damals von Gütersloh übertroffen. Wiedenbrück zählte 1815 nur 1800 Einwohner, Gütersloh hatte 1818 bereits 2357 Einwohner und das Amt Gütersloh, welches damals mit dem Dorf vereinigt war, ebensoviel. Aber in Gütersloh hatte nie eine Behörde existiert, Wiedenbrück war über 800 Jahre Wohnort bischöflicher Beamter gewesen. Die Entscheidung der preußischen Behörde fiel für Wiedenbrück aus. Der Sitz des Landratsamtes hätte nun eigentlich wieder in dasselbe Haus verlegt werden müssen, in welchem seit undenklichen Zeiten die osnabrückischen Behörden die

Amtsgeschäfte geführt hatten, in das Amtshaus Reckenberg. Allein das Haus war in der französischen Zeit verkauft worden und die preußische Regierung trug Bedenken, den Verkauf rückgängig zu machen, wie es die hannoversche Regierung 1814 beabsichtigt hatte. So blieb das Haus, welches Ernst August gebaut hatte, 100 Jahre lang in Privatbesitz. Die ersten Beamten, an ihrer Spitze der frühere Landrat und nunmehrige Landrat von Scheele leiteten die Verwaltung in die neuen Verhältnisse und die Verbindung mit einem großen lebenskräftigen Staate über. Sie kannten ja Land und Volk noch aus der Zeit vor 1806 und wußten schonend das gute Alte zu erhalten und das gute Neue einzuführen. Der Kreis hatte einen Flächeninhalt von 484 Quadratkilometern und zählte fast 30 000 Einwohner, welche zum größten Teile auf dem Lande wohnten. Der Zusammenhang der nunmehr zum Kreise

vereinigten drei Länder war bisher nur ein loser gewesen, der Verkehr sehr gering. Alles war in dem Nachbarlande verschieden gewesen, Münze, Maß, Gewicht, bürgerliche Ordnung usw. Nun galt es, ein organisches Ganzes zu schaffen. Landrat v. Scheele hat diese Aufgabe nur kurze Zeit erfüllen können, sein Nachfolger, Gerstein, hat es dagegen im hohen Maße verstanden, sich die Sympathien des ganzen Kreises zu erwerben. Wir finden v. Scheele 1817 als Mitglied der Regierung in Minden wieder, Gerstein wird 1818 ernannt und blieb bis zum Jahre 1823. Er stammte aus dem benachbarten Rheda und war vorher in der gräflichen Kammer tätig gewesen. Unter seiner zielbewußten Leitung beginnt der Kreis allmählich aus seiner bisherigen Isolierung erlöset in lebendige Verbindung mit den Nachbarkreisen, des Ravensberger, Münsterschen und Paderborner Landes zu treten.

Haltet Frede uppe döser Stede — Ein Porträt der Stadt Wiedenbrück —

Wenn Wiedenbrück im östlichen Münsterland im Jahre 1952 sein tausendjähriges Stadtjubiläum feierte, so zeugt das von einem für eine westfälische Stadt außerordentlich hohen Alter. Im ersten Band des Osnabrücker Urkundenbuches findet sich jenes Dokument erwähnt, darin Kaiser Otto I. im Jahre 952 dem Bischof Drogo von Osnabrück verbrieft: „ . . . monetam et mercatum publicum in loco Witunbruca nuncupato fiere concessimus . . .“ Es ist also die übliche Erlaubnis, Münzen zu schlagen und einen Markt abzuhalten, Rechte, die ein städtisches Gemeinwesen voraussetzten. Ob es nun tatsächlich geschehen ist, wissen wir bis heute nicht. Das Anwesen Witunbruca tritt in der Folgezeit kaum noch in Erscheinung, 985 noch einmal als Widenbrugga, so daß eine nur langsame Entwicklung angenommen werden muß. Erst vom Jahre 1230 ab bis zum Ende des 14. Jahrhunderts lassen sich fortlaufend

Münzprägungen für die Osnabrücker Bischöfe nachweisen. Die letzten bischöflichen Münzen entstanden 1530, von da ab bis zum Jahre 1722 schlug die Stadt für sich selbst Kupfermünzen.

Ausgrabungen haben erwiesen, daß bereits in Römertagen ein Uferkastell „Amisia“ zu beiden Seiten der Ems vorhanden gewesen ist und daß im Jahre 785 hier der kirchliche Mittelpunkt für das Gebiet der oberen Ems als Urpfarre des Bistums Osnabrück bestand. Man nimmt wohl mit Recht an, daß die Vorläuferin der St.-Aegidii-Kirche an deren heutiger Stelle gestanden hat. Diese wäre damit in ihren ersten Anfängen also ebenso alt wie die Dionysiuskirche in Rheine, die auf dasselbe Entstehungsjahr zurückgeht. War das Alter dieses Gemeinwesens durch die Kreuzung von Heer- und Handelsstraßen bedingt? Die Fernstraßen Dortmund — Lüneburg und Lippstadt — Bielefeld sowie die von Münster nach

Paderborn trafen hier aufeinander; ihnen entsprechen in den Hauptzügen noch heute die modernen Bundesstraßen. Sogar die Bundesautobahn Köln – Hannover berührt die Stadt an ihrem Nordrand. Eine Fülle von Burgen und Schlössern umgibt Wiedenbrück im weiten Umkreis, die Burg Ravensberg etwa bei Borgholzhausen, die Wasserschlösser Assen bei Lippborg und Overhagen bei Lippstadt oder alte Klöster wie Cappel, Marienfeld, Liesborn und schließlich, in Beckum, Herzfeld, von der Dichterin Ricarda Huch so eingehend geschildert, oder denken wir an eine so altherwürdige Stadt wie Lippstadt – all das und noch manches mehr weist diese ostwestfälische Landschaft als ein altes historisches Siedlungsgebiet aus. Im nicht weit entfernten Lippspringe hielt Karl der Große im Jahre 778 sogar einen Reichstag ab. Wiedenbrück, die „Brücke am Pfarrhof“, war eine der vier Urfarreien des Bistums

Osnabrück, in einer Enklave zwischen der Herrschaft Rheda und der Grafschaft Rietberg gelegen. Die Osnabrücker Bischöfe legten etwa um 1200 bis 1250 Altstadt und Neustadt zusammen. Der östliche der beiden Emsläufe bei der Altstadt wurde zugeschüttet und als Neufuß um die Neustadt geführt. Schon im Jahre 1298 treffen wir in dieser planmäßig angelegten Siedlung, der civitas, die longa strata, die heutige Lange Straße an, besser ausgedrückt – wir hätten sie damals schon vorgefunden. Sicher auch die Wasserstraße, die Mönchstraße und die Rietberger Straße, ja wahrscheinlich das ganze damals festgelegte Straßensystem, das, wie auch bei Münster und Soest, lange Jahrhunderte hindurch fast unverändert seine ursprüngliche Anlage beibehalten hat.

Es mag eine hineingetragene Nachempfindung sein, aber ist es nicht so, als wehte ein Hauch spätmittelalterlicher

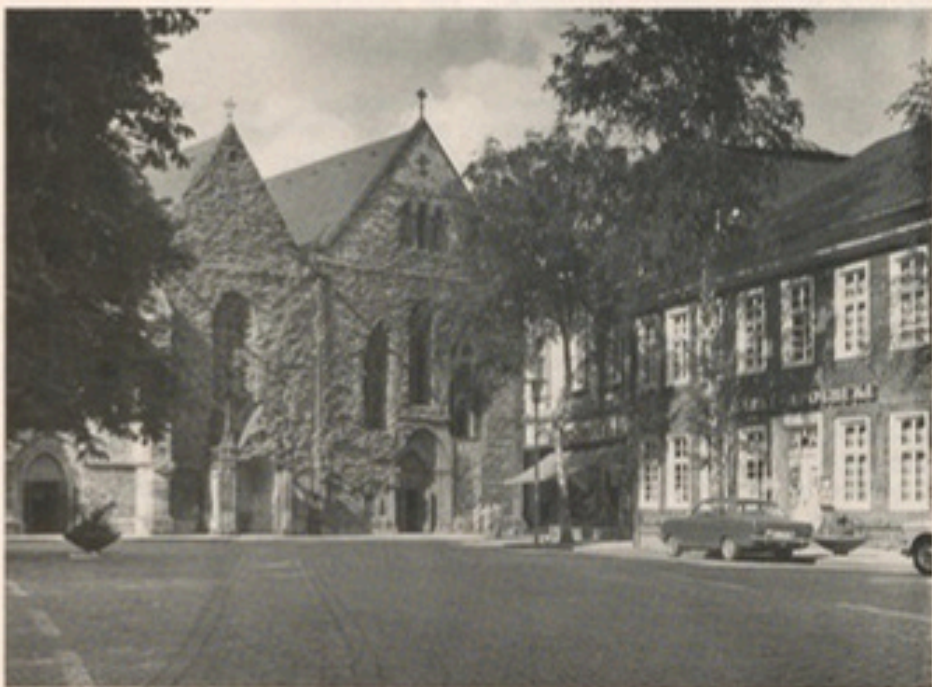
Frömmigkeit noch heute durch Straßen und Gassen dieser alten Stadt? Jener Frömmigkeit, die auf mancherlei, zum Teil heute noch erkennbare Weise Geist und Gesicht der Stadt bestimmte und weit ins Land hinauswirkte? Hier muß auf das Kollegiatstift Aegidii et Caroli magni verwiesen werden, das durch Bischof Baldwin von Osnabrück im Jahre 1259 gegründet wurde. Ein Kollegiatstift war eine Körperschaft katholischer Weltgeistlicher (Kanoniker) an einer Stiftskirche, die zur Abhaltung feierlicher Gottesdienste mit Chorgebet und Konventmesse verpflichtet waren. Diese Kollation umfaßte Wiedenbrück, Rheda, Gütersloh, St. Vit, Neuenkirchen und Langenberg, bis sie im Jahre 1810 aufgehoben wurde. Auch auf das berühmte Kloster der Augustinerinnen St. Agnes, bereits 1458 gegründet, seit dem Jahre 1669 von Annunziaten bewohnt, sei hingewiesen, davon zwei Klosterflügel aus den Jahren 1213 bis 1223 erhalten sind, in denen seit 1849 das Krankenhaus seinen Platz gefunden hat. Im Jahre 1644 ließen sich hier auch Franziskaner nieder. Von ihnen ging die Pflege der Prozession am Karfreitag, die „Kreuztracht“, aus, wie wir sie heute auch noch in besonders ausgeprägter Form in Menden im Sauerland antreffen. Der Orden bestand bis zum Jahre 1887 in Wiedenbrück. Und schließlich noch ein Hinweis auf eine ganz alte, nur in sächsischen Landen beheimatete Organisation, die Kalandsbruderschaft, deren erstes Auftreten man hier in das Jahr 1343 verlegt.

Kirchen hat man einmal „steingewordene Beter“ genannt. Die Georgskapelle am ehemaligen Siechenhaus und die Antoniuskapelle am Ostentor wurden zwar im 18. Jahrhundert abgerissen, aber von den ältesten Zeugen kirchlicher Baukunst bestimmen noch die Altstadt-Pfarrkirche St. Aegidii als Abschluß des Marktplatzes und die Liebfrauen-Wallfahrtskirche St. Marien, die Neustadtkirche, das heutige Stadtbild. Moderne Architektur neben diesen mittelalterlichen Sakralbauten zeigt die evangelische Kreuzkirche in der Nähe der Kreisverwaltung.

Wie in Münster und anderen Städten Westfalens haben auch in Wiedenbrück Versuche zur Einführung der Reformation stattgefunden. Sie fanden ihren Befürworter in der historisch-religiös schillernden Person des Bischofs Franz von Waldeck in den Jahren von 1543 bis 1547, und während der Jahrzehnte bis zum Jahre 1624 hatte sich die Stadt unter Führung mehrerer lutherischer Geistlicher und des Rates fast ganz der neuen Lehre zugewandt. Zwei Jahre später drangen – es war die Zeit des Dreißigjährigen Krieges – die Dänen und 1647 die Schweden in die Stadt ein, aber nicht ihre turbulente Anwesenheit, sondern die tatkräftige Durchführung der Gegenreformation, seit dem Jahre 1625 unter Albert Lucenios und später dem Osnabrücker Bischof Franz Wilhelm von Wartenberg, sind das entscheidende Ereignis für die weitere Geschichte der Stadt gewesen. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts kam die Stadt im Zuge der Säkularisation an Kur-Hannover, im Jahre 1806 an Preußen, war von 1807 bis 1813 eine Mairie des Königreiches Westfalen, fiel im Jahre 1813 wieder an das Königreich Hannover und kam schließlich 1815 durch Tauschvertrag nochmals an Preußen. Seit dem Jahre 1816 ist Wiedenbrück Kreisstadt.

Es ist empfehlenswert, dieses knappe historische Mosaik ungefähr zu kennen, streift man durch Wiedenbrücks Straßen, um den ganzen Zauber dieser schönen Stadt auf sich wirken zu lassen. Sie trägt übrigens das achtspeichige Rad des Bistums Osnabrück in ihrem Stadtsiegel vom Jahre 1219, mit getürmter Stadtmauer zu beiden Seiten, darüber einen Schlüssel. Ein vom Heraldamt im Jahre 1912 bestimmtes Stadtwappen mit goldenem, sechspeichigen Rad, von zwei Löwen gehalten, entspricht nicht ganz den historischen Voraussetzungen. Dem Fremden dürfte so etwas nicht allzu viel bedeuten. Ihn beschäftigen, schauend und sinnend, andere Eindrücke. Da ist das heutige Landratsamt, eine getreue, allerdings kleinere Nachahmung des 1675 erbauten Osnabrücker Schlosses. Einst erhob sich hier die Burg Reckenberg, auf

Blick auf die St.-Aegidius-Pfarrkirche am Marktplatz in Wiedenbrück



der vom Jahre 1225 ab ein fürstbischöflicher Gograf – wir sagen besser Droste – saß. Diese osnabrückische Verwaltungsburg wurde 1726 abgebrochen. Das im Jahre 1619 errichtete Rathaus am Markt hat man im Innern später leider völlig verändert; es war einst mit reichgeschnitzten Ständern, Wiedenbrücker künstlerischer Tradition entsprechend, versehen. Die beiden bereits erwähnten alten Kirchen, deren Türme trotz verschieden verlaufener Baugeschichte einander so merkwürdig ähneln, beherrschen weiterhin das Stadtbild. Sie sind Schatzkammern sakraler Kunst, in Westfalen noch viel zu wenig bekannt: Denken wir etwa an die Kanzel aus Baumberger Sandstein in der Aegidienkirche mit der ausdrucksvollen Plastik einer sitzenden Mosesfigur, eine Stiftung aus den Jahren um 1600, dann das wundervolle Taufbecken mit alt- und neutestamentlichen Motiven, das prächtige Sakramentshäuschen und noch vieles andere, was frommer Sinn und hohes handwerklich-künstlerisches Können an die Ausstattung dieses Gotteshauses verschwendet haben! Überaus malerisch ist die Architekturgruppe um die Marien-Wallfahrtskirche, die ins 15. Jahrhundert zurückgeht, mit der Verbindung zum früheren Franziskaner-Observantenkloster, dem St. Marien seit dem Jahre 1644 als Klosterkirche diente. Auch diese Kirche mit dem hohen Westturm und der kurzen, breiten Halle vor dem langgestreckten Chor hütet zahlreiche Kunstwerk, darunter das Gnadenbild einer Pieta und der Kreuzaltar, eine Marienfigur und die Darstellung des heiligen Rochus, besonders beseelte, künstlerisch überzeugende Beispiele ostwestfälischen Sakralschaffens, die man nicht übersehen sollte.

Einige Straßen halten in ihren Namen das Andenken an Osnabrücker Bischöfe wach; man findet einen Gänsemarkt, eine Freigerichtsstraße und Mühlenstraße, bezeichnenderweise aber keine Münsterstraße, die es doch sonst in fast allen münsterländischen Orten gibt, dafür aber einen Katthagen, als Ortsbezeichnung für das mittelalterliche Waffenmagazin.

Ist es nur die einfache Freude an schöner handwerklicher Kunst, die uns die Straßen mit ihren reichgeschnitzten Giebelfronten bewundern läßt? Da begegnen uns ernste, fromme und mitunter auch närrische Weisheiten in großer Fülle. Das schlechthin „Schöne“ kann teilnahmslos sein. Und eben das sind diese Ackerbürgerhäuser nicht: Ihre Gesichter sprechen Hoffnung, Gottvertrauen, Sorgen, kindliche Besitzerfreude, Stolz oder mahnende Lebensweisheit aus. Auch das Rathaus verkündet seine Aufgabe gerechter Verwaltungsführung in einem schönen Spruch den Bürgern und Fremden:

„Dem Menschen Gott nicht ohne Rath zwey Ohren angeschaffen hat: das er damit hoere ohne Verdacht, was Cleger und Beklagter sagt.“ (1619) Wappen, Meisterzeichen, Menschen- und Tierbilder schmücken dieses Fachwerk der Renaissance- und Barockzeit, das schlichte Haus der fernfahrenden Hausierer, von denen es hier früher viele gab, wie das des reichen Patriziers – bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts zurückreichend. Welch eine heile, noch ganz in sich geschlossene Welt, der genau wie uns heute nach einer alten Hausinschrift sehr viel daran lag, „Frede uppe döser Stede“ zu halten! Stillechtes Frühbiedermeier im Ahnensaal des Schönhofes, mächtige, immer noch standfeste Größe von Haus Aussel draußen, dem ehemaligen Burgmannshof aus dem Jahre 1580, romantischer Brückenweg zum Reckenberg – um nur am Rande zu nennen, was dem Auge nicht entgehen sollte!

Wiedenbrück ist freilich nicht einzig und allein eine alte, ehrwürdige Stadt, ist nicht allein Bürger- und Ackerstadt mit allen Ingredienzen vergangener Jahrhunderte, es nimmt auch, am rauschenden Verkehrsstrom der Bundesautobahn gelegen, eine nicht zu übersehende Stellung im Wirtschafts- und Verkehrsleben Ostwestfalens ein. Ein Höhenbild läßt den alten Stadtkern deutlich erkennen, aber auch nicht übersehen, daß im weitverstreuten Siedlungsbild der Umgebung ein Gebäudezug zur großen Verkehrsstraße strebt, die das Weserland

mit dem Rheinland verbindet. Vorzüglich hier, nach Westen und Nordwesten hin, ist der Kontakt mit dem Heute und Morgen in einer Reihe wirtschaftlicher Unternehmen hergestellt, von denen etwa der Waggon-, Karosserie- und Anhängerbau mehr als nur einige Bekanntheit erlangt haben. Außerdem werden Möbel fabriziert, Leitern, Bindfäden und alles, was damit zusammenhängt, Lederwaren, und schließlich hat das alte, in Nord- und Ostwestfalen seit je beheimatete Textil-

wesen in Spinnerei und Strumpfwirkerei hier seine Pflegestätte.

Wie es eigentlich selbstverständlich ist, daß dort, wo Menschen arbeiten, auch Menschen wohnen sollten, seßhaft ihrer Welt verbunden, ohne zu pendeln, muß auch ihren Bedürfnissen Rechnung getragen werden. Nun ja, Gaststätten entstehen in solchen Fällen sozusagen von selbst. Bemerkenswert wäre vielleicht nur, daß sie hier durchweg westfälisches Kolorit tragen, sich einer ausgesproche-

Zu den besonderen Anziehungspunkten Wiedenbrücks gehören die reich verzierten Giebelfronten



nen Behaglichkeit, die zweifellos das Stadtbild bestimmt, schön einfügen. Im Freibad, an der industriell weniger betonten Stadtseite der Rietberger Straße, ist eine großzügig nach neuzeitlichen Gesichtspunkten errichtete Anlage mit Minigolfplatz entstanden. Hier liegen auch Reitbahn, Festhalle und Sportplatz. Es sei außerdem an den prächtigen Stadtwald, weiter draußen, erinnert, der sich auch nicht von selbst versteht. Blicke noch zu sagen, daß Wiedenbrück seit altersher eine Stadt der bildenden Künstler ist. Generationen von Malern („Wiedenbrücker Schule“) haben hier geschaffert, teils zeitweilig, teils wanderten sie durch oder kehrten zurück. Auch heute noch ist die Stadt für eine ganze Reihe bedeutender Maler Heimat und Ort ihres Schaffens. Ein westfälisches Worp-

wede? Man könnte es getrost so nennen, obwohl es wesentliche Unterschiede gibt. Und dabei sind die Altarbauer, Holzschnitzer und Bildhauer nicht zu vergessen, deren künstlerische Ausdruckskraft für Kirchen, öffentliche Gebäude und Plätze im Lande zahlreiche Werke entstehen ließ. Auch Bernhard Hoetger, in Hörde geboren, später mit Worpswede und Paris eng verbunden, ist als Bildhauer durch Wiedenbrück gegangen. Ein Gruß gelte aber auch Luise Hensel aus Linum, der Dichterin des bekannten Kinderliedes „Müde bin ich, geh' zur Ruh“, deren Andenken auch eine Tafel an ihrem Wohnhaus am Markt wachhält.

Mit freundlicher Genehmigung des C. Bertelsmann Verlages entnommen dem 1963 erschienenen Buch „Westfälische Städtebilder“ von Walter Vollmer, dem Träger des Westfälischen Literaturpreises von 1965.

Die 27 Gemeinden des Kreises Wiedenbrück

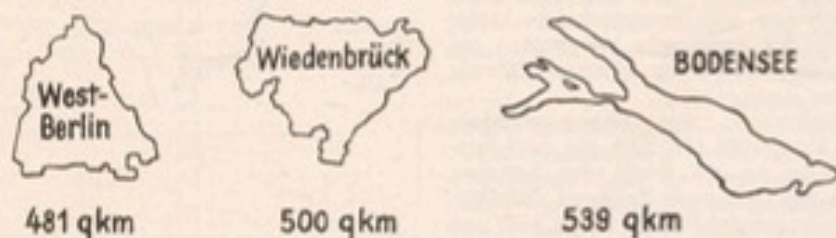


Die Ziffern entsprechen den Nummern in der Tabelle auf S. 71

Nicht jeder Einwohner unseres Landkreises hat eine genauere Vorstellung von der Größe und Bevölkerungszahl der 27 Gemeinden. Daher werden es die Leser der „Gütersloher Beiträge“ sicher begrüßen, einmal eine Übersicht von der Gliederung dieses engeren Heimatraumes in die Hand zu bekommen. Die folgende Tabelle nennt in alphabetischer Anordnung und ohne Berücksichtigung der Untergliederung in verschiedene Ämter alle 27 Gemeinden des Kreises Wiedenbrück, ihre jeweilige Flächen-größe in qkm sowie zum Vergleich der Entwicklung die Einwohnerzahlen der Jahre 1925, 1950 und vom 30. 6. 1965.

Nr. in Karte	Name der Gemeinde	Fläche in qkm	Einwohnerzahl der Jahre		
			1925	1950	1965
1	Avenwedde	21,65	3 254	6 222	9 259
2	Batenhorst	14,64	996	1 571	1 369
3	Bokel	17,45	1 027	1 244	1 130
4	Bornholte	17,80	2 037	2 999	3 277
5	Clarholz	34,01	2 523	3 714	3 949
6	Druffel	9,72	745	920	904
7	Friedrichsdorf	0,31	579	769	952
8	Gütersloh	47,68	22 174	43 111	54 431
9	Herzebrock	47,18	3 527	5 657	6 562
10	Langenberg	19,63	2 031	3 899	4 177
11	Lette	13,75	1 129	1 733	1 832
12	Liemke (Schloß Holte)	26,34	3 004	5 363	7 197
13	Lintel	21,76	1 039	1 400	1 450
14	Mastholte	12,45	1 133	1 651	1 825
15	Moese	15,94	1 345	1 922	2 052
16	Neuenkirchen	6,85	1 847	3 026	3 440
17	Nordrheda-Ems	16,80	643	767	664
18	Oesterwiehe	14,55	1 485	2 061	1 888
19	Rheda	11,75	4 849	9 659	15 189
20	Rietberg	18,83	2 956	4 541	5 943
21	Sende	23,94	2 713	3 841	5 161
22	Spexard	13,25	894	2 169	4 291
23	St. Vit	10,32	685	1 115	1 024
24	Varensell	19,76	1 838	2 322	2 779
25	Verl	17,78	2 179	4 230	6 228
26	Westerwiehe	15,02	1 536	1 966	1 830
27	Wiedenbrück	10,61	4 957	12 234	15 333
Kreis Wiedenbrück		499,77	73 125	130 106	164 136

Ein Größenvergleich mit West-Berlin und dem Bodensee zeigt die Flächenausdehnung unseres Kreises



Der Kreis Wiedenbrück in amtlichen Karten

Wie oft wird von Zugewanderten, aber auch von Alteingesessenen, die Frage gestellt, was es für unser engeres Heimatgebiet an guten Karten gibt. Der Befragte ist meist um eine Antwort verlegen, denn es ist erstaunlich wenig bekannt, daß es „amtliche“ Karten verschiedener Maßstäbe für das gesamte Bundesgebiet gibt und daß diese jedermann zugänglich sind.

Die beigegefügt Skizzen mögen einen Überblick vermitteln, in welcher Weise der Kreis Wiedenbrück und seine Nachbarschaft in den einzelnen topographischen Kartenwerken des Landesvermessungsamtes Nordrhein-Westfalen (Sitz in Bad Godesberg) erfaßt ist. Die Bearbeitung der Kartenblätter des Landesteiles Westfalen-Lippe unterliegt der Außenstelle Münster.

Die **Topographische Karte 1 : 25 000** (Kurzbezeichnung TK 25), die an die Stelle der früheren „Meßtischblätter“ getreten ist, liegt für das Kreisgebiet in 10 Blättern der mehrfarbigen Normalausgabe vor: Situation (Siedlungen, Verkehrswege usw.) in schwarz, Gewässer in blau, Höhenlinien in braun, Waldflächen mit grünem Aufdruck.

Von der **Topographischen Karte 1 : 50 000** (TK 50), einer nach dem 2. Weltkrieg völlig neu geschaffenen Karte in gleicher mehrfarbiger Ausführung, sind für das Kreisgebiet 4 Blätter erforderlich. Es gibt aber auch einen zusammengedruckten Ausschnitt aus diesen Blättern als **Kreiskarte 1 : 50 000** in zwei Ausgaben: als „Verwaltungskarte“ mit violetter Aufdruck der Grenzen des Kreises, der Ämter und der Gemeinden, ferner als „Wanderkarte“, in der die markierten Wanderwege rot hervorgehoben sind. Sie ist der geeignete Wegweiser für Wanderungen wie für Pöttkes-Fahrten mit dem Rade.

Im Blattschnitt der **Topographischen Karte 1 : 100 000** (TK 100), die nach Fertigstellung an die Stelle der früheren „Karte des Deutschen Reiches 1 : 100 000“ (sog. Generalstabskarte) treten soll und

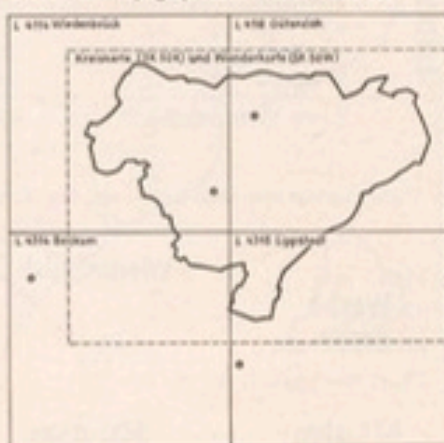
in der Ausführung wie Farbgebung der TK 25 und TK 50 angeglichen ist, liegt das Kreisgebiet recht günstig. Es ist nämlich vollständig in dem 1965 erschienenen Blatt C 4314 Gütersloh enthalten, das im Süden sogar bis Erwitte, im Westen bis Beckum und an den Außenrand von Warendorf reicht.

Von diesem Kartenblatt gibt es außer der fünffarbigen Normalausgabe (TK 100 N) gleichfalls Sonderausgaben: als „Verwaltungskarte“ (TK 100 V) mit violetter Aufdruck der Verwaltungsgrenzen und als „Straßenkarte“ (TK 100 Str) mit rotem

Blätter der Topographischen Karte 1 : 25 000



Blätter der Topographischen Karte 1 : 50 000



Aufdruck der Straßen bis zur Klasse I B. Von den beiden letztgenannten Maßstäben gibt es auch eine **Orohydrographische Ausgabe** (TK 50 OH u. TK 100 OH), die nur das blaue Gewässernetz und die braunen Höhenlinien enthält und damit einen Eindruck des natürlichen Untergrundes der Landschaft ohne die vom Menschen geschaffenen Veränderungen und Zusätze an Siedlungen, Verkehrswegen u. a. vermittelt.

Für den Heimatfreund stehen also Karten verschiedener Maßstäbe und Ausführungen zur Verfügung. Mag er sie nun draußen mit sich führen oder mag er daheim auf ihnen mit den Augen spazieren gehen.

Blätter der Topographischen Karte 1 : 100 000



Blätter der Topographischen Karte 1 : 80 000



Es gibt so vieles auf einer Karte zu erkennen und zu beobachten: die Verteilung der Höfe, ihre Namen, ihre Ballung zu Drubeln, aber auch das Wachstum der Städte und Dörfer, die sich immer weiter mit ihren Wohnsiedlungen und Fabrikanlagen in die Landschaft vorstrecken. Gerade in dieser Hinsicht wird das Kartenstudium aber erst interessant, wenn man zum Vergleich den Nachdruck der vor rund 120 Jahren geschaffenen

Topographischen Karte 1 : 80 000 von Rheinland und Westfalen heranzieht. Über diese Karte hat W. HEYBROCK in Heft 2 der „Gütersloher Beiträge“ ausführlich berichtet. Für den Heimatforscher stehen daneben auch noch Reproduktionen (Lichtpausen oder Photokopien) der „Uraufnahme des Preussischen Topographischen Bureaus von 1836 - 42“ in 1 : 25 000 zur Verfügung. Die Blattbegrenzung entspricht derjenigen der TK 25. Außerdem sind verkleinerte Nachdrucke der „Karte von Le Coq“ von 1803 - 10 in 1 : 100 000 erhältlich, von der die Sektionen XIII, XIV und XVI das Kreisgebiet umfassen (zu beziehen durch den Verlag Aschendorff, Münster).

Der Vollständigkeit wegen sei auch auf die **Deutsche Grundkarte 1 : 5 000** hingewiesen, die als Grundlage für die oben beschriebenen drei topographischen Kartenwerke dient. Das Kreisgebiet umfaßt rund 160 Blätter. Wenn die Blätter der Grundkarte auch vorzugsweise in der Verwaltung, besonders in der Planung, zur Verwendung kommen, so können sie auch von jedem interessierten Privatmann erworben werden.

Es wird nicht nur die Tatsache interessieren, daß alle einschlägigen Topographischen Karten für den Kreis Wiedenbrück erschienen sind, sondern auch die Beantwortung der Frage, wie es um deren Aktualität bestellt ist. Vielfach ist der Benutzer einer Karte enttäuscht, wenn er seine neue Siedlung oder Straße, ein kürzlich oder vor wenigen Jahren entstandenes Industrierwerk nicht eingetragen findet. Er möge nicht ungehalten sein, sondern sich zunächst einmal in dem in jeder Karte am unteren

Rande links enthaltenen Vermerk „Berichtigungsstand“ davon überzeugen, daß das betreffende Objekt gar nicht enthalten sein kann, weil die Karte vor dessen Entstehung erschienen bzw. in ihrer Bearbeitung abgeschlossen war. Im allgemeinen sind die Blätter der TK 25 zwischen 1952 und 1958 berichtigt worden und enthalten „letzte Nachträge“ oder „redaktionelle Änderungen“ bis 1960. Das wird manchem „veraltet“ anmuten. Man möge aber folgendes bedenken: mehrere Kartenwerke – nicht nur für den Bereich des Kreises Wiedenbrück, sondern für die gesamte Bundesrepublik – sollen in kurzer Zeit nicht nur produziert, sondern auch dauernd nachgeführt, also auf dem laufenden gehalten werden. Und das in unserer schnelllebigen Zeit, in der allorts neue Siedlungen und Fabriken entstehen und sich Straßenführungen ändern. Von den mit solcher Laufendhaltung verbundenen Schwierigkeiten und Kosten bei der mühevollen und zeitraubenden Präzisionsarbeit in Vermessung und Kartographie kann sich der Laie kaum eine Vorstellung machen.

Wie alt ist Gütersloh?

In verschiedenen Büchern und Zeitschriften finden sich auch recht unterschiedliche Angaben über das Alter von Gütersloh. Seine Gründung wird hier in das 11., dort in das 14. oder auch erst in das 16. Jahrhundert verlegt. Derartige Zeichen von Unsicherheit bei einer nur ungefähren Datierung dürften in den Methoden der Erforschung und dem Verständnis der Bezeichnung „Gütersloh“ begründet sein. Denn außer der heutigen Stadt gab es noch ein Kirchspiel, ein Dorf und eine Bauerschaft gleichen Namens. Allgemein werden zur Festlegung des einer Siedlung Urkunden herangezogen, in denen der Ortsname zum erstenmal auftaucht. Bisher galt die Heberolle des Klosters Herzebrock, die zwischen 1082 und 1096 abgefaßt wurde, als erste Beur-

Die Betrachtung über diese kartographische Bestandsaufnahme unseres Heimatgebietes möge abgeschlossen werden mit einem Hinweis auf die Bezugsquellen der amtlichen Karten: Vom Landesvermessungsamt Nordrhein-Westfalen (Außenstelle in Münster, Steinfurter Straße 103) sind die Blätter der Topographischen Karte 1 : 100 000, die Nachdrucke der Topographischen Karte 1 : 80 000 sowie die Kopien der Uraufnahme 1 : 25 000 zu beziehen. Diese Stelle gibt auf Wunsch auch jede weitere Auskunft. In der Katasterabteilung der Kreisverwaltung Wiedenbrück sind erhältlich: die Blätter der Deutschen Grundkarte 1 : 5 000, die TK 25, die TK 50 und ihre Zusammendrucke als Kreiskarte. Außerdem kann die Besorgung aller Blätter der amtlichen topographischen Kartenwerke durch die örtlichen Buchhandlungen erfolgen. Der seit 1953 unverändert gebliebene Preis für das Normalblatt in jedem der drei Maßstäbe beträgt DM 2,40, für den Zusammendruck der Kreiskarte 1 : 50 000 DM 3,-.

F. Hölzel

kundung Güterslohs, obwohl der Name selbst gar nicht darin vorkommt. Lediglich die Bezeichnung Pavenstädt, Raßfeld und Nordhorn als Höfe und Bauerschaften im heutigen Stadtgebiet werden erwähnt. Aus dem Heft 2 der „Gütersloher Beiträge“ erfuhren wir in dem Artikel „Justus Möser und die Gütersloher Luft“ von einem noch früheren Auftauchen des Namens Gütersloh. Die betreffende Urkunde, von Möser leider nicht näher bezeichnet, ist zwischen 1034 und 1063 zu datieren und damit das älteste Namenszeugnis. Aber schon Paul Eickhoff wies in seiner Veröffentlichung der Herzebrocker Heberolle aus dem 11. Jahrhundert nach, daß sie von noch älteren Aufzeichnungen, die aus dem 10. Jahrhundert stammten, abgeschrieben wurde. Um diesen offensichtlichen „Zufall der Erstbe-

urkundung“ zu umgehen und trotzdem sichere Ergebnisse zu erhalten, bemüht sich die Siedlungskunde, eine noch verhältnismäßig junge Wissenschaft. Als Quellen dienen ihr die Eigenarten in der Struktur einer Siedlung, wie Anlage der Gehöfte, Beschaffenheit des Bodens, Flurnamen usw. In diesen Zusammenhängen liest der Siedlungsforscher, wie es der Historiker in alten Urkunden tut. Georg Niemeier stellt dabei in seiner Untersuchung der Ortsnamen des Münsterlandes fest: Die Mehrzahl der Siedlungen, deren Name auf -loh endet, gehört zur ältesten, bis in die Frühzeit hinreichenden Schicht. Daß Gütersloh zu dieser Mehrzahl gehört, muß selbstverständlich aus örtlichen Quellen ergänzt werden.

In der Gemarkung Gütersloh, dem Gebiet der heutigen Stadt, gibt es sieben Meier zu . . . - Höfe, die in der Art ihrer Gruppierung mit jeweils einem deutlich erkennbaren Siedlungskern aus Althöfen (Vollerben und Halberben) nicht zu übersehende Zeichen früher Besiedlung sind. Im Mittelpunkt der Gemarkung liegt die „verschwundene Bauerschaft Gütersloh“, so bezeichnet von Wilhelmine Herbolt in ihrer Siedlungskunde des Kreises Wiedenbrück. Den Kern dieser Bauerschaft bildeten der Meier zu Gütersloh mit den an der Dalke aufgereihten Höfen von Ibrügger bis Bultmann. Hier lag auch eine heidnische Kultstätte. Als man 1892 die alte Kirche (früher Pankratius-, heute Apostelkirche) umbaute, traten unter dem Boden eine Anzahl größerer Findlingsblöcke zutage. Einige waren so umfangreich, daß man sie nicht aus der Kirche transportieren konnte, sondern tiefer in den Boden grub. Die hinausgeschafften Findlinge wurden über das ganze Stadtgebiet verteilt oder liegen noch vor der Kirche. Nach Zahl und Größe kann man wohl annehmen, daß ihre Ansammlung unter dem Kirchenboden kein Zufall war. Bekanntlich errichtete man die ersten Kirchen vornehmlich auf heidnischen Kultstätten.

In die vorchristliche Zeit weist auch der Flurname „Esch“, der mehrfach in Güters-

loh vorkommt. Die damit belegten Felder sind mit Sicherheit in der altsächsischen Siedlungsperiode bearbeitet worden. Und altsächsisch ist auch der Name Gutheri, der zur bisher wahrscheinlichsten Deutung des Namens Gütersloh herangezogen wurde. Seine älteste Form Gutherslo kommt von Guthersloh und heißt Loh des Gutheri.

Strenggenommen sind allerdings weder der siedlungskundliche Befund, die Deutung des Namens und die Findlinge unter der Kirche ein sicheres Zeichen für das Alter der Gründung von Gütersloh. Sie sind gewissermaßen nur Indizien für eine über die urkundliche Erwähnung hinausgehende Datierung. In ihrer Gesamtheit erlauben sie aber doch den Schluß: mit hoher Wahrscheinlichkeit reicht das Alter von Gütersloh mindestens in die altsächsische Zeit vor der fränkischen Eroberung, also in den Raum zwischen 600 und 800 zurück.

Die späteren Heberollen des Klosters Herzebrock bezeichnen mit dem Namen Gütersloh ein „confinium“, d. h. eine Gegend. Das entspräche der Deutung seines Namens „Loh des Gutheri“. Wahrscheinlich war dieser Loh- oder Niederwald die Gegend um die Kirche, die nach ihrer Errichtung dem nächstliegenden Hof, dem etwa 500 m entfernten Meier zu Gütersloh zu Schutz und Unterhaltung übergeben wurde. Jedenfalls haben beide, Meierhof und Kirche, ihren Namen von diesem confinium, jenem Flurstück und Lohwald, dessen Anlage und Name vermutlich wesentlich älter ist, als Hof und Kirche. Ganz unsinnig aber scheint es, die Gründung des Kirchspiels Gütersloh mit der ersten urkundlichen Benennung „parochia“ im 13. Jahrhundert gleichzusetzen. Kirchbau und Kirchspielgründung fallen zeitlich zusammen; es sei denn, die Gütersloher Kirche wäre in einem völlig menschenleeren Gebiet errichtet. In den Heberollen gebrauchte man die Bezeichnung „Bauerschaft“ und „Kirchspiel“ erst später, sozusagen aus verwaltungstechnischen Gründen. Es hatte sich herausgestellt, daß der Name eines Hofes allein nicht genügte. Man

kann z. B. noch heute nicht ersehen, ob die in der ersten Heberolle aus dem 11. Jahrhundert aufgeführten Höfe Bocseli, Bulta und Clesphem die zu Gütersloh gehörigen Höfe Buxel, Bultmann und Kleßmann waren oder zum Klosterbesitz in anderen Gegenden zählten.

Ein Irrtum ist es ebenfalls, das Dorf Gütersloh mit der Bauerschaft oder dem Kirchspiel gleichzusetzen. Allerdings hängt seine Entstehung mit der Kirche eng zusammen. In fehdereichen Zeiten erinnerte man sich, daß Kirchen und Kirchhöfe besonderen Schutz genossen. Sie wurden mit Wehrtürmen versehen und mit Mauern oder Wällen umgeben. Am Rande der Kirchhöfe errichteten die Bauern Kornspeicher, in denen sie ihre Vorräte sicher währten. Diese Kirchhofburgen, einst sehr verbreitet, sind in ihren Grundrissen in Gütersloh und Herzebrock noch heute deutlich zu erkennen. Angelegt wurden sie, wie im ganzen Osnabrücker Gebiet, im 13. Jahrhundert. In einem Fehdbericht über Gütersloh heißt es, die Feinde hätten „Kerken und Dorp“ niedergebrannt. Das ist die erste Bezeichnung „Dorf“ für die Spieker auf dem Kirchhofe. Als die Zeiten ruhiger wurden und fast alle Bauern auf ihren Höfen ebenfalls Spieker errichteten, vermietete man die Häuser um den alten Kirchhof als Einliegerwohnungen. In Urkunden des 16. Jahrhunderts wurden sie „Dorpers“, d. h. Dörfner genannt. Ihr Landbesitz beschränkte sich auf kleine Gärten, ihr Gewerbe auf Gelegenheitsarbeit und Branntweinausschank. Immerhin gab es am Ende des 16. Jahrhunderts unter ihnen je einen Seiler, Bäcker, Schmied und Schuhmacher. Die Zahl der in den Registern verzeichneten Dörfner stimmte mit der Zahl der Spieker auf dem Kirchhof überein. Mit Sicherheit kann daher festgestellt werden, daß sich das Dorf Gütersloh bis zum Dreißigjährigen Krieg auf den Häuserring um die alte Kirche beschränkte.

Eine Weiterentwicklung wurde begünstigt durch das Aufteilen von Ländereien, die nordwärts im Halbkreis den Kirchhof einschlossen. Ursprünglich dem Osnabrücker

Bischof gehörend, später von der Kirche verwaltet und sonst wohl als Allgemeinbesitz betrachtet, wurde er in kleine und kleinste Parzellen geteilt. Später findet er sich als Eigentum der Leute wieder, die sich entlang der zur Kirche führenden Wege Häuser bauten. Ein neuer Siedlungskern entstand im „Busch“, einem Niederwaldgebiet nördlich der Kirche, der ebenfalls zu dem Gemeineigentum zu zählen ist. Im Laufe der Zeit bildeten sich geschlossene Häuserreihen und es entstand das Bild, wie es der Katasterplan von 1822 zeigt. Wenig später, 1825, wurde Gütersloh Stadt. Das sich seit dem 17. Jahrhundert langsam aber stetig entwickelnde Gewerbe hatte diesen Aufstieg ermöglicht.

Wenn in Zukunft vom Alter Güterslohs gesprochen wird, sollte das Wort Gründung vermieden werden. Stattdessen wäre es angebracht, von einer Entwicklung oder einer Herausbildung zu sprechen, die in Gütersloh sowohl beim Kirchspiel, als auch beim Dorf und den Bauerschaften weit über die Erstbeurkundungen hinaus nachzuweisen ist. Die dem Namen nach verschwundene Bauerschaft Gütersloh mit der Mehrzahl der übrigen Bauerschaften ist im 7./8. Jahrhundert entstanden. Zum Kirchspiel wurden die vorhandenen Bauerschaften nach der Errichtung der Kirche vom 9. bis 10. Jahrhundert zusammengefaßt. Das Dorf Gütersloh bildete sich auf dem befestigten Kirchhof mit seinen Spiekern vom 13. Jahrhundert an. Und die Entwicklung vom Dorf zur Stadt geschah zwischen dem Dreißigjährigen Kriege und dem Jahre 1825.

Quellen und Literatur

Das Urkataster der Gemeinde Gütersloh von 1822; H. Eickhoff: Geschichte der Stadt und Gemeinde Gütersloh (Gütersloh 1904); P. Eickhoff: Die älteste Herzebrocker Heberolle (Jahresbericht des Wandbecker Gymnasiums, Wandbeck 1882); W. Herborn: Die ländlichen Siedlungslandschaften des Kreises Wiedenbrück um 1822 (Münster 1950); F. von Klocke: Kirchhofsburgen im Osnabrücker Lande (in: Mitt. d. Ver. f. Gesch. Osnabrück 1939); G. Niemeier: Die Ortsnamen des Münsterlandes (Münster 1953); Richter/Goldstein: Die evangelische Gemeinde Gütersloh in Vergangenheit und Gegenwart (Gütersloh 1928).

G.-W. Schluckebier

Der Gütersloher Meteoritenfall von 1851

Nur den wenigsten Güterslohern wird bekannt sein, daß sich vor 115 Jahren in ihrem Stadtgebiet ein kosmisches Ereignis von ungewöhnlicher Seltenheit zutrug. Es verdient, näher behandelt zu werden, umso mehr, als nicht nur die Chronik darüber spärlich, verstreut und schwer zugänglich ist, sondern auch deswegen, weil der Vorfall selbst in der Fachliteratur noch keine eingehendere Untersuchung gefunden hat und zu den damaligen Berichten verschiedene neue Gesichtspunkte hinzugetreten sind, die den Vorgang in ganz neuem Licht erscheinen lassen.

Es handelt sich um den großen Meteoritenfall, der am 17. April 1851 abends um 20 Uhr in Gütersloh niederging. Es ist das unvergängliche Verdienst des damaligen Leiters der Meteorologischen Station zu Gütersloh, des Arztes Dr. W. Stohlmann, „die Erscheinung“, wie es in seiner Abhandlung vom Jahre 1851 für den Landwirtschaftlichen Verein des Kreises Wiedenbrück heißt, „gleich erkannt und durch sorgsame Erwerbung der gefundenen Massen für die entsprechenden Sammlungen unseres Landes sowie durch möglichst getreue Darstellung der das Meteor begleitenden Erscheinungen sie der sonst unvermeidlichen Vergessenheit entrissen zu haben.“

Hergang

Sehen wir uns zunächst die historischen Berichte an, so zeigen sich folgende Tatsachen. Kronzeuge des ungewöhnlichen Naturereignisses war — neben sicherlich Hunderten von anderen Beobachtern, die indessen vom Glück nicht so begünstigt sein sollten wie gerade dieser — der Colon Depenbrock im heutigen Stadtteil Kattenstroth von Gütersloh. Dieser arbeitete um die fragliche Zeit noch im Freien vor seinem Hof, als er auf eine hinter seinem Rücken auftauchende Lichterscheinung aufmerksam wurde, die sich am Abendhimmel durch außergewöhnliche, selbst kleinere Gegenstände noch deutlich sichtbar machende Helligkeit

auszeichnete. Sowohl Depenbrock selbst als auch die übrigen Augenzeugen stimmen darin überein, daß es sich um eine Feuerkugel von der vergleichswise GröÙe des Mondes und von rötlicher Farbe handelte, die im Osten heraufsteigend erschien und sich langsam, unter Hinterlassung eines langen Rauchsweifens zenital über Gütersloh hinwegziehend, nach Südwesten senkte, „wo sie in etwa 45 Grad Höhe in viele kleine leuchtende Funken zersprang“.

Die Nachrichten decken sich auch darin, daß die Sichtbarkeitsdauer der in großer Höhe durch die Atmosphäre ziehenden Feuerkugel ungefähr 12 Sekunden betrug und etwa 2 Minuten nach dem Verschwinden der Lichterscheinung ein Geräusch vernommen wurde, „welches wie ferner dumpfer, in ganz kurzen Abständen sich wiederholender Kanonendonner lautete und dann mit einem kurzen Knattern wie Pelotonfeuer endete“. Die gesamte Dauer dieses Geräusches wurde auf 8 bis 10 Sekunden geschätzt.

Funde

Damit war der Ablauf der optischen Phase einer großen Meteorerscheinung in der Lufthülle beendet. Ein Meteor wird aber erst dann zu einem Meteoriten, wenn Teile von ihm oder sein ganzer Körper auf die Erde niederstürzen und anschließend aufgefunden werden. Beim Gütersloher Objekt ereignete sich etwas dergleichen und wir erfahren, daß der Colon Depenbrock rund 10 Minuten nach Verschwinden der Lichterscheinung plötzlich, als er noch vor dem Hause tätig war, ein brausendes Getöse in seiner Nähe vernahm, das er „mit dem rauschenden Fluge einer Kette von aufgeschuhten Rebhühnern“ verglich, sowie kurz darauf das Geräusch eines fallenden Körpers. Er suchte bei der eingetretenen Dunkelheit sogleich nach diesem Gegenstand, jedoch, durch das laute Geräusch getäuscht, vergeblich, weil nur in der zu kurzen Entfernung von etwa 30 Schritt. Die anderntags fortgesetzten Nachfor-

schungen führten dann aber doch zur glücklichen Auffindung des fraglichen Fallobjektes in 150 Schritt Abstand südwestlich vom Beobachtungsort. Es war, wie berichtet wird, ein „schwarzer Stein“, der etwa 4 cm tief in den Boden des an seinem Gehöft vorbeiführenden Fußpfades eingedrungen war, obwohl letzterer, von eisenschüssigem Sand über einer Schicht von Ortstein, so festgetreten war, daß sich „die Spitze eines Spazierstocks kaum einbohren“ ließ.

Damit war wenigstens ein Exemplar des niedergegangenen Meteoriten geborgen. Es meldete sich aber noch ein zweiter Kronzeuge des Vorfalles, und zwar der Colon Geisendrees aus dem etwa 4 km nordöstlich der ersten Fundstelle entfernten Avenwedde. Aus seiner Schilderung des akustischen Teils des Phänomens geht hervor, daß er, Geisendrees, Pfeife rauchend vor der Tür seines Hauses stehend, um die gleiche Zeit durch mehrere, schnell hintereinander fallende Gegenstände, die ein brummendes, heulendes Getöse ähnlich dem von „Brummkreiseln“ sowie beim Fallen auf die Erde ein klatschendes Geräusch verursachten, so beunruhigt worden sei, daß er in sein Haus flüchtete, um der „Gefahr, von diesen diabolischen Kugeln getroffen zu werden, zu entgehen“. Der Chronist des Gütersloher Meteoritenfalles, Dr. Stohlmann, nahm sich auch dieser Wahrnehmung sogleich an und veranlaßte eine Suche nach den Fallobjekten. Obgleich aber die Forschungen nach diesen noch längere Zeit fortgesetzt wurden, konnte von den Meteoritenstücken in Avenwedde nichts aufgefunden werden, „obchon der feste, trockene Tonboden kein tiefes Eindringen der Steine in die obere Erdschicht hier gestattete“.

Einem noch größeren Glücksumstand ist es zuzuschreiben, daß ein Jahr nach dem erfolgten Meteoritenfall noch ein weiteres, kleineres Exemplar desselben Himmelskörpers aufgefunden werden konnte, und zwar nahe der heutigen Dalke-Eisenbahnbrücke von Gütersloh auf dem sogenannten „Kalberkamp“. Dieses Stück hatte den gleichen inneren und äußeren

Charakter wie das zuerst gefundene Exemplar.

Beschaffenheit

Der größere, am Tage nach dem Fall gefundene Stein besaß zufolge des Stohlmanschen Berichtes, über den auch die „Annalen der Physik und Chemie“ in Leipzig 1852 berichteten, ein Gewicht von umgerechnet 910 g, während der kleinere Block 328 g schwer war. Prof. Heide, Jena, gibt in seiner „Kleinen Meteoritenkunde“ von 1957 allerdings 937 bzw. ca. 500 g für dieselben Objekte an. Über den ersteren sagte Prof. G. Rose, einer der damals führenden deutschen Mineralogen, daß der Stein bis auf ein kleines, abgeschlagenes Stück ganz erhalten und bis auf diese Bruchstelle vollkommen von einer schwarzen Rinde bedeckt gewesen sei, die glanzlos war. Letztere ist, wie in allen derartigen Fällen, die Brandkruste oder Schmelzrinde, die sich während des außerordentlich schnellen Fluges der Meteorite in der Erdatmosphäre (15 – 85 km und mehr je Sekunde) durch Erhitzung, Aufflammen und Brennen bildet. Der Gütersloher Stein hatte die Gestalt einer etwas schiefen, abgestumpften, vierseitigen Pyramide, deren Seiten etwa 7,6 cm hoch waren, wovon eine etwas gerundet, aber fast glatt war, während die übrigen Flächen muschelförmige Vertiefungen aufwiesen. Das Exemplar erweckte den Anschein, als sei es nur Teil einer größeren Masse gewesen, von der die glatte Seitenfläche der ursprünglichen Oberfläche angehörte. Die sein Inneres freigebende Bruchfläche zeigte zwei scharf voneinander getrennte Schichten auf, und zwar eine sehr helle, weißgraue und eine dunklere, aschgraue Hälfte.

Das 1852 gefundene kleinere Exemplar des Gütersloher Meteoritenfalles von 1851 wies schon Spuren inzwischen eingetretener Verwitterung auf. Es ist aber ebenso wie das größere Stück innen matt und enthält wie dieses kleine, kugelige Partien, sogenannte Chondren, wie es für diese Art von Steinmeteoriten charakteristisch ist, weshalb sie auch Chondrite genannt werden. Gediegenes Eisen

kommt in den Gütersloher Stücken nur in sehr feinen Spuren durch die ganze Masse verteilt sowie in vereinzelt Körnchen von Stecknadelkopfgröße vor. Bei dem kleineren Exemplar hatte die Oxydation der Eiseneinschlüsse bereits zu einer rostbraunen Sprengelung im Innern geführt.

Aufbewahrungsort

So sehr sich Dr. Stohlmann nun vor hundert Jahren auch dafür einsetzte, die beiden Meteoritenstücke im Gesamtgewicht von 1238 g (bzw. nach Heide 1437 g) für die heimischen Sammlungen zu erhalten, so konnte er doch nicht für alle Zeiten eine weitläufige Verstreuer der seltenen Himmelskörper, ja sogar einen offensichtlichen Verlust eines Teiles derselben verhindern. Wie sowohl aus der in- und ausländischen astronomischen und mineralogischen Fachliteratur als auch aus privaten Mitteilungen hervorgeht, befindet sich die Hauptmasse der Gütersloher Meteorite heute in der Sammlung der Humboldt-Universität zu Berlin, und zwar insgesamt nur 880 g. Ein weiterer Teil von 100 g gelangte in den Besitz des Britischen Museums in London, während ein privater Mineraliensammler, wie schon Dr. Richter in „Heimat in Wort und Bild“ vom 24. Februar 1928 feststellte, vom zweiten Gütersloher Stein einen offensichtlich nicht unerheblichen Anteil erhielt.

So ist es gekommen, daß weder die Stadt Gütersloh selbst noch das Land Westfalen auch nur einen Bruchteil dieser wertvollen Weltkörper im Besitz haben. Darüber hinaus zeigt sich aber zwischen dem einstigen Fund- und dem heutigen Depotgewicht der Meteorite eine nicht ausgewiesene fehlende Masse von 258 g (bzw. 457 g), die unmöglich dem angedeuteten Privatsammler allein zur Last gelegt werden kann. Vielmehr ist, selbst wenn man einen gewissen Massenschwund durch vorgenommene analytische Untersuchungen in Rechnung stellt, mit Sicherheit anzunehmen, daß ein nicht unwesentlicher Teil des Differenzgewichtes auf das Konto unbekannter, fremder



Der von Colon Depenbrock gefundene Meteorit, heute im Besitz des Instituts für Mineralogie der Humboldt-Universität in Berlin

Hände geht und somit als verschollen bzw. verloren zu buchen ist.

Neue Nachforschungen

In diesem Zusammenhang hat sich der Verfasser dieses Berichtes intensiv um neue Nachforschungen über den Gütersloher Meteoritenfall bemüht. Die Hoffnung, die verschollene Restmasse des Meteoritenfundes könnte sich wenigstens zum Teil im Privatbesitz der Familie des ersten Finders vorfinden, erfüllte sich leider nicht. Zunächst war es sehr bemerkenswert, festzustellen, daß die Anwesen der damaligen beiden Colone Depenbrock in Gütersloh und Geisendrees in Avenwedde noch heute namentlich auf dem Gütersloher Stadtplan verzeichnet sind. Es ergab sich ferner die erfreuliche Tatsache, daß die Familien der Nachkommen der damaligen Augenzeugen in den historischen Gebäuden noch jetzt ansässig sind. Sie konnten aufgesucht und die Frage nach den Ereignissen aufgerollt werden, wobei sich zeigte, daß die heutigen Enkel der Ge-

nannten, Herr Depenbrock und seine Schwester, Frau Böhm, sowie Herr Geisendrees, denen auch an dieser Stelle für ihre bereitwilligen Auskünfte und Unterstützung besonders gedankt sei, den Fall noch aus Berichten ihrer Vorfahren erinnern. Herr Depenbrock konnte auch die Lage des heute nicht mehr bekannten „Kalberkamp“, den Fundort des kleineren Meteoriten, angeben. Mit seiner Unterstützung wurde ferner versucht, die Fundstelle des größeren Himmelskörpers auf seinem eigenen Grundstück festzulegen. Der damals zitierte, festgetretene Fußweg besteht nicht mehr, das Freigelände ist seitdem umgestaltet und ersterer offenbar zu einem lockeren Ackerpfad geworden.

Der Plan, in der Umgebung des Anwesens Geisendrees noch die Suche nach den seinerzeit nicht gefundenen Meteoriten des gleichen Falles in Avenwedde wieder aufzunehmen, wurde durch eine unerwartete Mitteilung des Enkels zu nichte gemacht. Es stellte sich heraus, daß das gesamte Gelände rings um den Hof in der Zwischenzeit um fast zwei Meter Tiefe abgetragen worden war, denn eine benachbarte Ziegelei hatte den Tonboden, von dem in der Chronik noch die Rede war und der auch mit Sicherheit die fraglichen Himmelskörper enthielt, abgebaut und restlos verarbeitet. Lediglich das Gehöft ragt noch inselartig aus der jetzt tieferliegenden Landschaft heraus.

Streufeld

Großes Interesse verdient das bisher noch von keiner Seite untersuchte Problem des Streufeldes des Gütersloher Meteoriten. Trägt man die drei bezeugten Niedergangsstellen des Meteoriten auf eine Karte (siehe Abbildung) ein, wobei die römischen Ziffern nacheinander die Positionen Depenbrock, Geisendrees und Kalberkamp angeben, und legt eine Mittellinie durch sie hindurch, so erhält man eine getreue Wiedergabe der meteoritischen Flugbahn. Diese Linie bestätigt, daß die Bahn nach Südwesten gerichtet war und aus östlicher Richtung

kam, wie es den Beobachtungen der damaligen Augenzeugen entspricht. Es ergibt sich sodann die Tatsache eines langgestreckten, elliptischen Streufeldes der Meteoritenbruchstücke, die auf einer Fläche von rund 4 km Länge und 1 km Breite verteilt sind. Dieses Verhalten entspricht erfahrungsgemäß demjenigen anderer Meteoritenfälle. Bahnlänge und akustische Erscheinungen in der Luft, wie sie beim Gütersloher Meteor wahrgenommen wurden, berechtigen zu der Annahme, daß das Streufeld in Wirklichkeit ein viel längeres gewesen ist als das hier aus nur drei Positionen rekonstruierte, und ferner, daß die Gütersloher Meteorite keineswegs die einzigen waren, die die Feuerkugel austreute. Möglicherweise hat das Meteor sogar schon vor Avenwedde, wo ja bereits eine ganze Steingruppe niederging, sicherlich aber noch nach Gütersloh noch weitere Stücke abgestoßen. Aus zehn anderen Steinmeteoritenfällen, die aus der Literatur bekannt sind, ergibt sich vergleichsweise eine mittlere Streufeldlänge von 13,5 km, davon die größte mit 25 km, und eine mittlere Streubreite von 3,5 km. Der Steinmeteoritenfall von Simmern im Hunsrück am 1. Juli 1920 hatte eine Feldgröße von 18 mal 3 km („Mitteilungen der Sternwarte zu Sonneberg“, Nr. 4, 1923); er erbrachte als größten einen 610 g schweren Chondriten. Das Gütersloher Hauptexemplar war also wesentlich größer.

Wenn die Gütersloher Feuerkugel nach Überfliegen der Stadt erst in 45 Grad Höhe im Südwesten endete und erst hier zersprang, so ist die Wahrscheinlichkeit sehr groß, daß erst an dieser Stelle die Hauptmasse des Meteors oder seiner Bruchstücke niedergegangen ist. Die akustischen Wahrnehmungen, das Donnern und Knattern, dürften darauf hinweisen, daß der Himmelskörper aber auch auf dem Wege von Gütersloh bis zu seinem Endpunkt noch Teile verloren hat. Aus den verhältnismäßig zuverlässigen Beobachtungswerten ergibt sich für die Entfernung dieses Endpunktes von Gütersloh eine Strecke von rund 40 km. Das be-

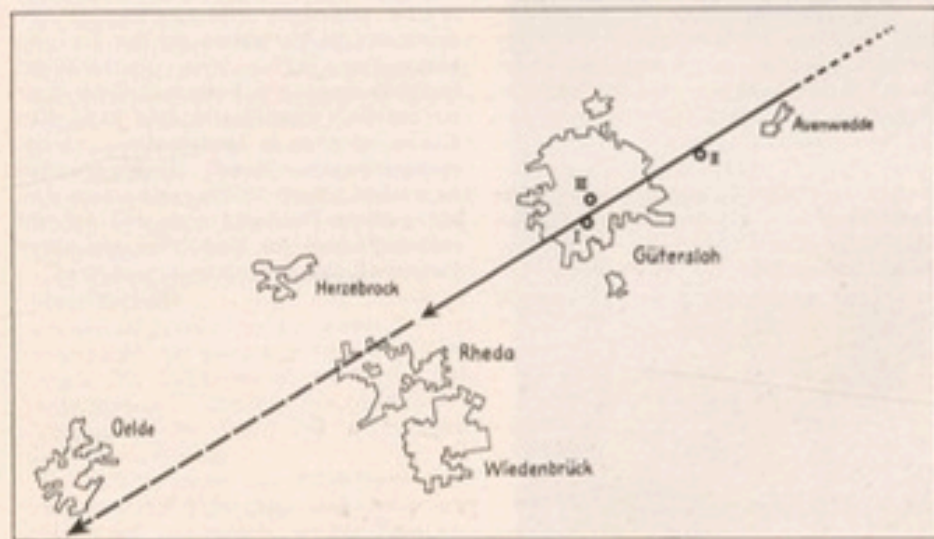
deutet, daß die lineare Distanz Güterslohs von dem Ort senkrecht unter dem Endpunkt des Meteors rund 33 km betrug und die Höhe des letzteren über jenem ebensoviel, also ebenfalls rund 33 km. Die Hauptmasse des Meteors wäre mithin etwa halbwegs zwischen Beckum und Hamm zerplatzt und müßte somit in dieser Gegend die meisten Bruchstücke verstreut haben. Nimmt man Avenwedde und eventuell noch sein Vorfeld hinzu, so ergibt sich für die Gütersloher Feuerkugel ein vermutliches Streufeld von 37 km Länge oder mehr. Die ermittelten Werte halten sich im Rahmen der durch andere Fälle belegten Regel. Angesichts der damals noch höchst dürftigen Besiedlung der vom Meteor überflogenen Gegend ist es nicht verwunderlich, wenn auch bedauerlich, wenn nicht auch an anderen Stellen Bruchstücke des Meteors aufgefunden worden sind.

Geschwindigkeit, Bahn, Meteorschwarm

Auch anderen Faktoren bei der Gütersloher Feuerkugel wurde bislang noch

nicht näher nachgegangen. Unterzieht man diese Punkte einer eingehenderen Betrachtung, so ergibt sich zunächst, daß die verhältnismäßig lange Sichtbarkeitsdauer der Feuerkugel auf ihrer Bahn auf einen relativ langsamen, zur Erdoberfläche nur wenig geneigten Flug hindeutet. Die Höhe über Gütersloh wird kaum viel über 35 km betragen haben. Die Geschwindigkeiten der Meteore sind meist sehr hoch; es kommen solche von 70 km je Sekunde und darüber vor. Im Gütersloher Fall kommt man auf einen Wert von nur rund 4 km/sec (im Simmerner Fall 2,8 km/sec). Die Eintrittsgeschwindigkeit unseres Meteors dürfte mithin durch einen langen, anfänglich wohl bei sternschnuppenartiger Helligkeit verlaufenden Flug innerhalb der Atmosphäre zum Zeitpunkt der ersten Beobachtung schon erheblich abgebremst gewesen sein. Sie war im übrigen – und dies ist, wie eine kurze Überlegung dar- tut, recht bemerkenswert – ohnehin eine in Bezug auf die Erdbewegung nicht sehr große, denn die Bahn des fremden

Auf die Erdoberfläche projizierte Bahn des Gütersloher Meteors von 1851 mit den drei Niedergangsstellen der Bruchstücke (I Depenbrock, II Geisendrees, III Kalberkamp)



Weltkörpers schnitt die Erdbahn schräg von hinten kommend. Der Körper mußte, um in die Lufthülle zu gelangen, die Erde gewissermaßen einholen, seine Welt-raumgeschwindigkeit mußte mithin notwendigerweise in Wirklichkeit größer sein als diejenige der Erde, die rund 30 km/sec beträgt. Wir können sie mit 35 bis 40 km/sec ansetzen.

Ein weiterer Umstand verdient noch besonderes Interesse. Es wurde eingangs hervorgehoben, daß beide Gütersloher Meteorite, von einem kleinen Abschlag abgesehen, vollständige Einzelstücke mit rings geschlossener schwarzer Brandkruste waren. Dies ist ein untrügliches Kennzeichen dafür, daß das Meteor in sich keine Einzelmasse darstellte, sondern schon bei seinem Eintritt in die Atmosphäre und noch im Weltall aus einem Schwarm zahlreicher Einzelkörper bestand, deren jeder für sich im Feuer des Durchgangs mit der schwarzen Schmelzkruste überzogen wurde. Aus der Statistik wissen wir, daß derartige Fälle von Meteorschwärmen, die u. a. Teile aufgelöster Kometen oder planetarischer Massen sein können, nicht selten vorkommen (der Fall von Holbrook, Arizona USA, lieferte am 19. Juli 1912 etwa 14 000 Einzelstücke).

Zum Foto

Die „Gütersloher Beiträge“ sind in der glücklichen Lage, zum ersten Mal überhaupt auch ein Foto vom Gütersloher Meteoriten, und zwar vom Hauptexemplar, zu veröffentlichen. Es wurde in liebenswürdiger Weise vom Kustos des Instituts für Mineralogie und Museum der Mathematisch - Naturwissenschaftlichen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin, Herrn Prof. Dr. G. Wappler, besorgt und eigens für unsere Zeitschrift

angefertigt. Das Gewicht des Originals beträgt nach seiner Mitteilung etwa 833 g. Sowohl dem Institut wie auch Herrn Prof. Wappler sei dafür auch hier ganz besonderer Dank ausgesprochen. Dank gebührt auch dem Landesmuseum für Naturkunde im Landschaftsverband Westfalen-Lippe zu Münster, dem Mineralogisch-Petrologischen Institut und Museum der Universität Bonn sowie Herrn Dr. H. Eisenlohr in Wiesbaden, die mit bereitwilligen Auskünften über den Verbleib des Meteoriten von Gütersloh die vorliegende Arbeit unterstützten bzw. weitere wichtige Hinweise auf meteoritischem Gebiet gaben. Es verdient bei dieser Gelegenheit besonderer Erwähnung, daß von den bis jetzt in Deutschland gefallenen bzw. aufgefundenen 33 Stein- und Eisenmeteoriten (der letzte fiel am 26. Juli 1958 in Ramsdorf Kr. Borken, Westf.), nicht weniger als 8 in relativ großer Nähe von Gütersloh entdeckt wurden. Die Fundorte waren außer Gütersloh selbst und Ramsdorf: Hainholz i. Westf., Obernkirchen bei Bückeberg, Ibbenbüren, Barntrup bei Detmold, Oesede bei Osnabrück und Beverbruch bei Cloppenburg. Diese verhältnismäßig große Häufung von Meteoritenfällen in unserer Nachbarschaft dürfte indessen nicht etwa auf astronomische Ursachen zurückgehen, da die meteoritische Verteilung auf der Erde als kosmischer Faktor eine gleichmäßige, lediglich durch die Erdachsstellung breitenbezüglich modifizierte sein kann. Der Grund ist eher in landschafts- und bevölkerungsgebundenen Gegebenheiten zu suchen, die möglicherweise zum Teil auf größere Beobachtungs- und Aufnahmebereitschaft der Bewohner gegenüber Naturereignissen zurückzuführen sind.

W. Heybrock

Sie lebten vor 400 Millionen Jahren: Orthoceras und Trilobit

Ein Bericht von der Entdeckung
der ersten Silur-Fossilien im Gebiet unseres Kreises

In dem Urmeer des Silur, das vor 400 Millionen Jahren dort, wo jetzt Europa ist, die Erde bedeckte, lebte das Geschlecht der Orthoceren oder Geradhörner. Ihren Namen verdanken sie einem geraden Horn, das bei einigen von ihnen wohl über drei Meter erreichen und gut armdick werden konnte. Es war aus Kalk fest gefügt und hatte viele leere Kammern, die jedoch über ein langes Rohr (Sipho) mit einem Gasgemisch gefüllt werden konnten. Geschah dies, dann erhob sich der Körper des Tieres, dessen Hinterleib in der vordersten und geräumigsten Kammer steckte, zugleich mit dem Horn vom Meeresboden, ähnlich einem Tauchboot, das an das Tageslicht zurückkehren will. Wurde den Kammern das Gas aber wieder entzogen, so sank das Tier zurück auf den Grund, wo es seiner Beute auflauerte. Es erspähte sie mit seinen beiden bereits gut entwickelten Blasenaugen, die den sechs blattartigen, kräftigen Fangarmen den Weg dorthin wiesen (vgl. Abb. 1 und 2).

Ein fremdartiges Bild hat unser Planet damals geboten, denn die wenigen alten Festlandkerne, die aus den Fluten hervorschauten, waren noch kahl und leer. Es gab weder Wälder noch Blumen noch Schmetterlinge, Frösche oder Vögel, geschweige Menschen. Das Leben hatte einmal in jenem Urmeer mit vielen unscheinbaren, kleinen Formen seinen Anfang genommen. Über die Lebensformen jener Frühzeit der Erde, des Eozoikums, wissen wir allerdings nur wenig, und es überrascht, mit welcher Formenfülle Kambrium und Silur, die darauf folgen, bereits aufwarten können. Die größten und kräftigsten aller Tiere aber waren eben jene Geradhörner.

Die Ablagerungen des Silur-Meeres mit den festen Kalkgerüsten der Orthoceren liegen bei uns in sehr großer Tiefe ver-

borgen. Aus unbekanntem Gründen starben diese Altformen der Tierwelt schon früh wieder aus, und viele tausend Meter mächtige Schichten aus nachfolgenden Erdformationen bedecken heute ihre Reste. Tiefbohrungen, die im Münsterland niedergebracht worden sind, um die alten Schichten der Erdkruste zu erfassen und der Forschung zugänglich zu machen, sind bei uns noch nie bis in dieses verschollene Stockwerk der Tiefe vorgedrungen. Lange Zeit schien es so, als müßten wir uns mit den Versteinerungen des viel jüngeren Teutoburger Waldes oder der Beckumer Berge zufriedengeben. Da entdeckten im August 1965 ein Bielefelder Freund der Geologie und ich zu-

Abb. 1: Teilstück des „Horns“ der Orthoceren (Geschiebe des Silur; Sammlung des Verfassers)



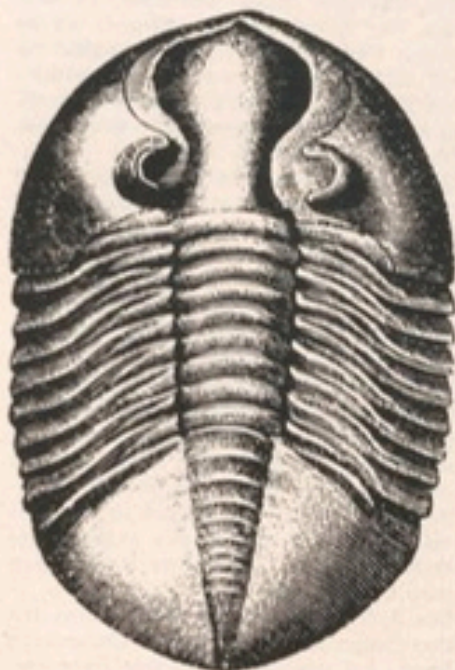


Abb. 2: Längsschnitt durch das Gehäuse eines rezenten Nautilus. Das „Horn“ ist hier spiralförmig aufgerollt, im übrigen jedoch wie bei den ausgestorbenen Orthoceren gekammert und von einem Siphon durchzogen (Naturkunde-Museum Bielefeld)

erst in der Ziegeleigrube in Ummeln, dann auch in der Friedrichsdorfer Grube zuerst einige wenige, unsichere, dann aber mehr und mehr und vielfach gut erhaltene Reste von Tieren des Silur. Sammler, denen wir davon berichteten, haben uns zuerst keinen Glauben schenken wollen, bis dann im November eine große Expedition des Bielefelder Naturwissenschaftlichen Vereins startete. In zünftiger Ausrüstung mit Gummistiefeln, Rucksäcken und Hämmern aller Größe kletterten und rutschten an einem schönen Sonntagmorgen fünfunddreißig Amateurgeologen die schmierige, steile Wand der Lehmkuhle hinab. Als nach zwei Stunden das Werk getan, die Schätze gehoben waren, gehörten neben manchen Fossilien des Teutoburger Waldes und des Wesergebirges auch etliche Geradhörner, Schnecken, Muscheln und Dreilappkrebse, unzweifelhaft Reste von Tieren des Erdalters und zwar des Silur, zur ansehnlichen Beute. Zusammen mit den Funden vom August und September sind hier bisher bereits mindestens ein

Dutzend Gattungen jener urtümlichen Tierwelt nachgewiesen worden. Um das Vorkommen silurischer Fossilien in den Ziegeleigruben Ummeln und Friedrichsdorf zu verstehen, muß man wissen, daß das dort anstehende Gestein ein Geschiebelehm der Eiszeit mit seinen Findlingen aller Art ist. Die Findlinge stammen zum überwiegenden Teil aus Schweden und dem Ostseeraum, wo sie während der Eiszeit von den südwärts dringenden Gletschern aufgenommen worden waren. Ein Großteil – wie die Granite, Diabase und Porphyre – ist aus glutflüssigen Massen des Erdinneren als Erstarrungsgestein hervorgegangen. Diese Findlinge können keine Fossilien bergen; schon ihr Aussehen, aber auch ihr „falscher“ Klang beim Hammerschlag verraten sie. Die begehrten Versteinerungen stecken vielmehr in meist grünlich-

Abb. 3: Der Dreilappkrebse *Asaphus expansus* Wahl. (Aus E. Kayser: Lehrbuch der Geologie, Bd. III, 6./7. Aufl., Stuttgart 1929)



grauen bis grauweißen (seltener roten) unscheinbaren Blöcken, deren Form vielfach brotlaibartig gerundet erscheint. Anders als bei uns liegen die Schichten des silurischen Meeres, zu festem Kalkgestein verhärtet, in Skandinavien infolge Abtragung aller jüngeren Deckschichten weithin an der Oberfläche. Darin – und in dem Transport während der Eiszeit – liegt des Rätsels Lösung. Außer den Orthoceren verdienen auch alle anderen Lebensspuren des Silur unsere Aufmerksamkeit, besonders aber gewiß die eigenartigen, dickschaligen Dreilappkrebse, die man wissenschaftlich

als Trilobiten bezeichnet. Von ihnen konnte ich Schwanzpanzer mehrerer Gattungen (vgl. Abb. 4), aber auch ein ganzes Exemplar bergen, das, wie eine Assel eingerollt, noch die Stellung erkennen läßt, in der es damals vom Tode ereilt wurde. Oberhaupt gleichen die Trilobiten viel mehr einer riesigen Kellerassel als einem heutigen Flußkrebse (vgl. Abb. 3). Sie waren wohl die einzigen, die es mit den räuberischen Geradhörnern aufnehmen konnten. Aber auch sie starben aus, lange bevor die ersten Säugetiere die Moderne der Erdgeschichte einleiteten.
E. Th. Seraphim

Abb. 4: Schwanzschild (Pygidium) eines Trilobiten, Teilstück eines silurischen Geschiebes aus der Ziegelei Ummeln (Sammlung des Verfassers; die Größe zeigt der Zentimetermaßstab)



Vom Bildungswert der Heimatkunde

Mit diesem Thema befaßt sich ein 32 S. umfassendes Büchlein, das 1923 im Berliner Emil Hartmann Verlag erschien. Es enthält den vollen Wortlaut einer Rede, die der bekannte Kulturphilosoph EDUARD SPRANGER (* 1882, † 1963) zur Eröffnungssitzung der „Studiengemeinschaft für wissenschaftliche Heimatkunde“ am 21. 4. 1923 in Berlin hielt. Seine Gedanken sind heute so gültig und treffend wie damals und verdienen es, wieder einmal in Erinnerung gebracht zu werden. Im Rahmen dieser Zeitschrift können wir nur auszugsweise die Kernsätze jenes viel beachteten Vortrages bringen. Jedem Interessenten sei empfohlen, das in der Städtischen Bücherei Bielefeld vorhandene Büchlein gelegentlich einmal einzusehen. Hier nun die von der Schriftleitung ausgewählten wichtigsten Ausführungen Sprangers:

Wissenschaftliche Heimatkunde ist das geordnete Wissen um das Verbundensein des Menschen in allen seinen naturhaften und geistigen Lebensbeziehungen mit einem besonderen Fleck Erde, der für ihn Geburtsort oder mindestens dauernder Wohnplatz ist. So ist jede Heimatkunde bezogen: 1. auf einen Ausschnitt der Erdgeschichte, 2. für einen bestimmten Ort, 3. auf einen Ausschnitt der Menschengeschichte, 4. für eben diesen bestimmten Ort.

Zusammengehalten durch den Ortsgeichtspunkt und den Zeitgeichtspunkt geben sich dann die verschiedensten Wissenschaften ein Stelldichein, um diesen Ort und diese Zeit in der Totalität ihres Soseins und der Sinnbestimmtheit ihrer Individualität auszuschöpfen.

Von der Seite der Naturwissenschaften mögen sich einfinden: Geologie und Geographie, Mineralogie, Meteorologie; die Biologie spitzt sich hier zu einer Art von Naturbiographie zu, in der die physischen Lebenserscheinungen von Pflanze, Tier und Menschen zu der Besonderheit des Erdflecks in Beziehung gesetzt werden.

Und in der gleichen speziellen Bezogenheit gesellen sich von den Geisteswissenschaften hinzu: ein Stück Kulturgeschichte, ein Stück Siedlungskunde, ein Stück Wirtschaftswissenschaften, Gesellschaftswissenschaft, Staatswissenschaft, Kunstwissenschaft, Religionswissenschaft usw.

Worauf beruht nun der eigentümliche Bildungswert der Heimatkunde? Sie ist — um es mit einem Worte zu sagen — das bisher eindrucksvollste Beispiel einer Überwindung der abstrakten Fächertrennung. Die schroffe Absonderung der Wissenschaften voneinander, die leblose Systematik des Wissens wird hier aufgehoben. Und zwar wird sie aufgehoben durch Wiederherstellung des organischen Zusammenhanges der Erkenntnisgegenstände, den die Anatomie eines bloß begrifflichen Interesses zerschnitten hat. Schon darin liegt ein Bildungswert, da echte Bildung immer auf Totalität und Verknüpfung des geistigen Lebens gerichtet ist. Die Heimatkunde besitzt aber noch einen darüber hinaus gesteigerten Bildungswert, als der Mittelpunkt, um den herum sie alle ihre Wissensstoffe lagert, der jeweils fragende Mensch selber in der Totalität seiner Natur- und Geistesbeziehungen ist.

Die Heimatkunde liefert uns das reinste Beispiel einer totalisierenden Wissenschaft. Sie vermag wegen der Fülle ihrer Lebensbeziehungen zum forschenden Subjekt am meisten jenen unerträglichen Zustand zu überwinden, der unsere Wissenschaften heute vielfach eher bildungsfeindlich als bildungsfördernd wirken läßt. Wir müssen einer Disziplin wie der Heimat- und Landeskunde dankbar sein, daß sie uns durch die eigentümliche Natur ihrer Fragestellung zu einer Zusammenschau nötigt, die sonst nicht mehr gelingen will. In ihr lebt wirklich noch das Ganze. Und darauf beruht ihre unvergleichlich bildende Kraft.

W. Lenz

Berühmte Köpfe aus dem Kreis Wiedenbrück

Paul Westerfrölke — Leben und Schaffen. Eine Begegnung

Am 24. 2. 1886 erblickte Paul Westerfrölke in Gütersloh das Licht der Welt. Vor wenigen Monaten konnte er in seinem Heim an der Wilhelm-Wolf-Straße seinen 80. Geburtstag feiern. Wir wollen den zahlreichen Gedenkartikeln der Lokalpresse keinen weiteren hinzufügen. Um so mehr freuen wir uns, den Lesern der „Gütersloher Beiträge“ den weit über unser Kreisgebiet hinaus bekannten Künstler in dieser besonderen Form vorstellen zu können: Prof. Gerhard Ulrich, vormals an der Kunsthochschule in Berlin, besuchte ihn im April 1966 und stellte uns den folgenden Beitrag zur Verfügung.

Die Schriftleitung

Herbst 1945. Der Krieg, die Gefangenschaft, das Lazarett werden endlich Vergangenheit. Das Tor öffnet sich und mit einer halben Kompanie von Entlassenen, zum letzten Mal in Formation und Gleichschritt, marschiere ich durch die Straßen von Gütersloh. Jener Stadt also, deren Namen ich früher nie gehört habe, und von der ich nicht ahne, daß sie mir für nun zwanzig Jahre zur neuen Heimat werden soll. Ein freundlicher Geistlicher leitet die Entlassungsformalitäten und fragt jeden nach Namen, Alter, Woher und Wohin und nicht zuletzt auch nach dem Beruf. Mein „Kunstmaler“ kommt nicht eben sicher heraus. Für einen Augenblick erlischt das Lächeln des Vikars, das so viele Schreiner, Maurer oder Elektrotechniker zum Verbleiben in Gütersloh ermutigt hat. „Kunstmaler“, wiederholt er gedehnt und leicht schockiert. „Oh, da werden Sie es hier sehr schwer haben! Sie treffen auf scharfe Konkurrenz. Dafür haben wir hier unseren Westerfrölke.“ Er sprach mit besitzanzeigendem Fürwort einen Namen aus, den auch heute noch alle älteren Gütersloher nennen würden, falls jemand sie nach der Vertretung der bildenden Kunst in ihrer Heimat fragte. Denn Paul Westerfrölke ist und bleibt für sie der Maler der Heidestadt. Nun, mit der Konkurrenz ist es dann doch nicht so

arg geworden. Wir sind uns nie in die gottlob so gänzlich verschiedenen Gehege geraten. Jedenfalls heute, nach

Diese „Habichtsköpfe“ zeigen so recht Westerfrölkas große Gabe, Beobachtungen in der Natur mit meisterhaft gekonnten Strichen festzuhalten.



mehr als zwanzig Jahren, öffnet er mir freundlich die Tür seines schmucken weißen Hauses am Hallenbad und heißt mich mit Herzlichkeit willkommen.

Schon der Flur atmet den besänftigenden Zauber der alten Zeit. Durch die Fenster leuchtet von draußen her das Grün eines Frühlings, der in diesem Jahr nur allzu lange gesäumt hat. Wir treten in das Arbeitszimmer. Es ist hell und weit. Überall an den Wänden hängen und stehen Bilder, gerahmte und ungerahmte, Zeichnungen und Malereien. Die Farben blühen aus einer gedämpften Tonigkeit hervor oder verhalten sich in ihr. In einer gemütlichen Ecke setzen wir uns zusammen. An der uns gegenüberliegenden Wand türmen sich auf einem großen Bild helle Wolken hoch über einem schmalen Streifen brauner Erde. Das ist fast wie ein Motto und Wappen für das Werk dieses Künstlers. Denn der ist ein Maler der Landschaft, obschon er zu allen Zeiten auch Bildnisse und – nicht zu vergessen – Tierstücke geschaffen hat, Tierliebhaber und -beobachter, der er von Jugend auf ist. Und obgleich er fast ganz Deutschland kreuz und quer zeichnend und malend durchreist und erwandert hat, ist er zum Darsteller gerade der heimischen Landschaft geworden. Ganz er selbst wird er vor allem dann, wenn er im engeren Bereich seiner Heimat bleibt. Sie erscheint ihm in nunmehr achtzig Jahren noch immer neu und unausschöpflich. Die Wunder der Ferne haben ihn nie verlockt, und gerade diese Beschränkung ist es, die ihm seine größtmögliche Freiheit schenkt. Dabei gibt ihm die Liebe zur Sichtbarkeit zugleich die Achtung für sie ein. Wohl ändert und steigert auch er zuweilen. Aber selbst diese Gemälde sind stets gesichert durch Studien, die unmittelbar vor der Natur entstanden sind. Besonders in diesen Stücken zeigt sich sein entwickeltes Gefühl für Tonwert und Farbe. Sie haben einen kantigen Pinselstrich, der bestimmt und knapp das Wesentliche eines Motivs umreißt.

Ein stilles Westfalen wird dabei sichtbar. Vereinzelte Höfe, bewacht von mächtigen Eichen, einsame Waldstücke oder der

verschwiegene Lauf kleiner Flüsse und Fließe, die sich durch Weideland winden. Oft sind Acker und Weg in Schnee gehüllt. Man spürt die Frühe oder eine Dämmerung, die im geheimnisvoll unentzifferbaren Gewirr der Äste nistet.

Der Mensch ordnet sich dem als Staffage unter, oder er fehlt gänzlich. Denn es ist etwas von jenem Einsamkeitserlebnis in all diesen Bildern, das so oft den geborenen Landschaftler auszeichnet.

In den Ausstellungen der dreißiger Jahre konnte man großformatigen Zeichnungen begegnen, die sich mit dem tiefen Klang ihres Schwarz von ihrer Umgebung distanzieren. Dem Bleistift war darauf mit unverwischten, dicht sich überlagernden Strichen eine kraftvoll unverwechselbare Wirkung abgerungen. Ohne die Unmittelbarkeit des Natureindrucks zu schmälern, gewann dieser Zeichner aus ihm Struktur, ja, Ornament, die steigernd und heroisierend wirkten. In den besten gerade dieser Stücke liegt Westerfrölkens eigenster Beitrag. Hier erreicht er seine Höhe.

Das bleibt keineswegs unbeachtet. Der Erfolg kommt und sein Name wird bekannt. Man habe „etwas vor“ mit ihm, so lassen es ihn die Maßgeblichen wissen. Eine Berufung nach München stellt sich ein, Verkäufe und Ankäufe steigen. Die Ausstellungen fordern Westerfrölkens. – Aber gerade all das macht den Westfalen bedenklich. Drängt es ihn vielleicht vom selbstgewählten Wege ab? Könnte es ihn nicht zum Nachahmer seiner selbst machen? – Er weicht aus, zurück in die halbe Anonymität des Lokalmeisters, in seinen ihm angeborenen, ihm angemessenen Kreis. Hier, fühlt er, liegen die Wurzeln seiner besten Kräfte.

Da sitzt er vor einer roten Tapete, auf der weiße Gespinste wie Nervenknotten sich verwirren und lösen. Er hat die frische Hautfarbe des Jägers und Wanderers. Bewegung und Gang sind noch leicht, das Bärtchen weißblond, und die blauen Augen blicken klar und ruhig. Man sieht ihm seine Jahre nicht an. Er ist ein Beobachter, aber auch ein Bedenker. Vom Jäger ist er als Kreisbeauftragter



„Hochwald in der Dämmerung“ (Bleistift, 1950; im Besitz der Stadt Düsseldorf)



„Frühmorgen im Dorf“ (Rietberger Straßenszene in Öl, 1921; Privatbesitz in Altona)

für Naturschutz und Landschaftspflege zum Heger und Schützer des Teiles der Welt geworden, den er einzig liebt und den er bedroht sieht durch einen Zeitgeist, den er nicht lieben kann. Wenn er auf dies Thema kommt, spürt man seinen Groll. Die überraschend kräftigen Hände unterstützen durch lebhafteste Gesten das Gesagte. Im übrigen erzählt er gern und gut. Die Stadt Düsseldorf kehrt dabei häufig wieder. Zwölf Jahre hat er dort gelebt.

Sie bedeutete ihm offenbar die Freiheit schlechthin. Wie ein Vogel, der dem Käfig entronnen ist, so habe er sich dort gefühlt als junger Kunststudent, der endlich die jahrelangen Marter der Schulzeit am weitberühmten Stiftischen Gymnasium

zu Gütersloh überstanden hatte. Die Ausbildung zur Kunst war zeitentsprechend gründlich, lange, aber durchweg erfreulich. Anfänglich auf der Kunstgewerbeschule des unvergessenen Peter Behrens und später an der Akademie, lernte der junge Gütersloher das Handwerk. Über uns an der Wand hängt eine sorgfältige akademische Porträtstudie, der sogenannte „Ausführkopf“, in Wischkreide drei Wochen lang mühsam und obligatorisch schattiert. Ohne ihn gab es damals keinen Aufstieg zu Malklasse und Meisterschülerwürden. Aber da ist die Kameradschaft, die Künstlerfeste, die Jugend und nicht zuletzt der Rhein, an dem man beispielsweise dem Ulanenregiment begegnen kann, das vor Tau und

Tag mit schmetternder Musik ausreitet. Westerfrölke hat noch eine schöne Fotografie davon bei der Hand. „Ich hörte die Blasmusik so gern“, sagt er, „denn, wissen Sie, ich war selbst ein tüchtiger Bläser.“

„Denken Sie“, und er macht eine alles ringsum einschließende Bewegung, „da sitze ich nun auf einem Grund und Boden, der sozusagen zu meinen Vätern gehört. Genauer gesagt zu meiner Mutter. Sie war eine geborene Barkey, und das dort drüben ist ja Barkeys Hof. Birkeneland bedeutet das.“ Er macht eine nachdenkliche Pause. „Man kehrt eben immer wieder zurück.“

Er hat recht daran getan. Jenseits des Streits der Meinungen, unberührt von den Wandlungen, Erdbeben und Bergbrüchen

der Kunst, dazu überrollt von „Entwicklungen“, die nicht immer ganz so wichtig sind, wie ihre Vertreter und Entdecker es glauben und glauben machen wollen — so ist Paul Westerfrölke geblieben, was und wie er immer war. Das aber ist nicht allein eine Entscheidung der Begabung oder Intelligenz, nicht einmal einzig eine der Generation, sondern vor allem eine des Charakters. Sollte man zum Schluß ihm nicht eben das hinsetzen, was sein Lehrer in Düsseldorf ihm statt weitläufiger Belehrungen immer zu sagen pflegte: „Machens nur immer so weiter, Herr Westerfrölke, s'is schon recht so, wie Sie's gemacht haben.“ — Das gerade eben glauben wir alle auch.

G. Ulrich

Paul Westerfrölke bei der Arbeit in der Natur, seinem bevorzugten „Atelier“



Hier wed Platt kürt

De plattdütsk kürt, vogif sick nicks!

Man kann immer we fastesteln, dat wi Mensken, merst owwer ers, wenn't öll baule to late is, achter dat hiar laupet, wat wi äinmaul in'n Stecke läiten. Dat bedröppt ock use plattdütsken Sprauke. Dat se wäiniger word, lagg secker nich an de Reformation alläine, de Mensken sick ümstellen läit, von platt up haug, näi, falsker Stolt un dat Volangen als sien anecken to wärm, hät dän Lerpel doto wosken.

In velle Buernhäuser, wo de Stuum äinst vull was von dän Wollklang user uraulen Moudersprauke, do wäd de Schnuten nu spieß maket un haugdütsk kürt un wenn de Mann achtern Ploug pitskenschwingend sin'n veerbäinigen Fründ, de nich recht täihn will, touröppet: „Max ich helfe dir gleich“ statt „ick komme die glick an't Fell“, dann mäint man, de Ploug mößte schäiwe düart Land laupen. Un wenn Max vondage ock blouß no unner Sattel gähnt un aflöset word düar dän metunner buckigen Motor, ich leiwe, ock de wör bi son plattdütsket Donnerwiar we tengerer anfangen to laupen, öll wenn man äin haugdütsk flatteert.

Lüe, kürt we platt, et lauhnt sick. Et häf öll velle leid daun, use Heimatsprauke ut iahre Wanne vojaget to häm'm. Wat häf se us nich ölle metgierm in't Lerben harin. Se was un is etwas gans besonneres, iahr Utdrucksriekdum is nich to ersetten. Se twinget us ton Naudenken un hölpet us, de Dinge von de richtigen Siete to bekiesen un antopacken. Wenn wi use Moudersprauke öllto nischgierig utfragen wolln, dann siar se woff: „De Dansmester mot immer äinen Sprung fo sick behauln.“ Wi hät us dösse Lerbenswiesheit merket un se is us nohiar gout topasse komm'm. Nicks konn dän Sparsinn in us berter

upgauhnt lauten, öll dat plattdütske Wort „Wat grötter is ölln Lus, moß du hiargen in't Hus.“

Et häf manchen holpen de Penne to hause to hauln un et wör nich unsachte, wenn dat Wort we mähr in Mund un Hanne keime un et wör äin Jommer, wenn öll dat Singen un Klingen, wat use Moudersprauke in sick schlütt, äinmaul vostumme un in Volüs ginge.

No is et nich to late, no gif et Lue genoug, de hölpen konnt to retten, wat nich voluarn gauhn darf. Et kümmt blouß up dän Willen an. To use Heimat heiert use Sprauke, bäide to hiargen döit naut. Met sauberen Plattdütsk kann man ölleriargen antrian un jäider darf stolz sin, wenn he platt kürn kann. Plattdütsk hölpet faste in'n Lerben to stauhn un sick'n Wetten antoäignen, wat nich met Geld to betahn is.

De aule Rektor Vormbrock, de in sinner Lerbenstiet nütte vell fo heimatliche Dinge daun häf, he was lange Jouhre de Harutgierber von dän Minden-Ravensberger Kalenner, häf faken votellt, dat he sinne ersten Stier als Lärher in de Senne kriegen hedde un dat von dän grauten Tropp Kinner in sinner Klasse blouß äin Junge hauchdütsk kürn un ölle anneren, et wörn nich de schlechtesten Schüler wian, hen'n bi äin iahre ersten Frömdsprauke, de hauchdütsken lährt. Owwer iahr plattdütsket kürn un denken hedde iahr in'n Lerben manche Hölpe glerm.

Öll äiner Vormbrock frauge, of dann de Kinner, de vell platt kürn, nich lichte „mir un mich“ vowesseln, do mäine Vormbrock, dat hedde he nie fastestellt, he hedde öllerdings Lue kennt, de nie äin Wort platt kürt, owwer met „mir un mich“

immer up Kriegsfout stauhn hen'n. Un wenn he moll wirklich äinen unner de Hanne krierge, de Last hedde met „mir un mich“ siar Vormbrock lachend, dann löfte he, dat dat no lichter aftostelln wör, öll wenn äiner „mein un dein“ schlecht unnerschäin könne. Et wör gout, wenn wi no son par Vormbrocks unner de Lärhers hen'n.

Also, läiwe Ellern, laut't ju Kinner ruhig plattdütsk kürn, so konnt dann fats twäi Sprauken, un:

Use gotte Plattdütsk we up faste Bäine to hölpen, is secker nicht schlecht.

L. Grabemann

Plattdutsche Bestandsaufnahme im Heimatgebiet Minden-Ravensberg

Was L. Grabemann im vorstehenden Beitrag mit seinen Worten zum Ausdruck bringt, bedarf keiner weiteren Kommentierung und könnte nur unterstrichen werden. Daß sein Anliegen auch das des Westfälischen Heimatbundes ist, bringt der folgende Aufruf zum Ausdruck, der uns von Dr. Stork, dem Leiter des Heimatgebiets Minden-Ravensberg (49 Herford, Miquelstraße 2, Tel.: 25 82), vorgelegt wurde:

Viele Minden-Ravensberger, die heute gewohnheitsmäßig Hochdeutsch sprechen, kennen das Plattdeutsche oder – wie es in der Sprachwissenschaft genannt wird – das Niederdeutsche noch sehr wohl. Aber der Übergang zur hochdeutschen Schriftsprache, wie er den heutigen Lebensverhältnissen zu entsprechen scheint, hat zur Folge, daß die Übung im Plattdeutschsprechen verloren geht. Die Sicherheit im Gebrauch dieser Sprache geht zurück, ihre Ausdrucksfähigkeit und damit ihre Wirksamkeit, ihr Anwendungs- und Geltungsbereich im kulturellen und wirtschaftlichen Leben der Öffentlichkeit nehmen ab. Innerhalb einer oder zweier Generationen ist in vielen Familien die plattdutsche Sprache von der gesprochenen zur noch verstandenen Sprache abgesunken. Wir selbst sind die Zeugen dieses eigentlich doch erschreckenden sprachgeschichtlichen Vorgangs und müssen plötzlich feststellen, daß es in unseren minden-ravensbergischen Städten und Dörfern bald kaum noch Menschen geben wird, die ein einwandfreies, bodenständiges, von der hochdeutschen Sprache unberührt gebliebenes Platt oder Niederdeutsch sprechen können.

Unsere Generation ist im Begriff, eine

Sprache aufzugeben, die länger als ein Jahrtausend die Sprache unserer Väter gewesen ist.

Mit der geplanten plattdutschen Bestandsaufnahme wollen wir alles, was zur Zeit von unserem Minden-Ravensberger Platt noch lebt und wirkt, festhalten und vor dem Vergessen bewahren.

Bisher konnte man eine Sprache lediglich in Wort und Schrift aufzeichnen. Sprachlaut, Sprachmelodie und Sprachrhythmus blieben dabei meistens unberücksichtigt. Hier hat die moderne Technik nun grundlegend Wandel geschaffen. Mit ihrer Hilfe ist es möglich, auch die gesprochene Sprache für immer festzuhalten. Mit einer Tonbandaufnahme kann jedes Gespräch, kann jede Mundart, jede sprachliche Eigentümlichkeit einer Landschaft, eines Ortes oder einer Sprachinsel festgehalten werden.

Das Heimatgebiet Minden-Ravensberg plant in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Spracharchiv der Universität Münster und dem Institut für Phonetik der Universität Köln eine plattdutsche Bestandsaufnahme in den Kreisen des Heimatgebietes: Minden, Lübbecke, Herford, Bielefeld, Halle und Wiedenbrück. Mit dieser Bestandsaufnahme soll die plattd

deutsche Sprache unserer Heimat in ihrem gegenwärtigen noch vorhandenen Bestande mit wissenschaftlichen Methoden erfaßt, dokumentarisiert und dadurch für die wissenschaftliche Sprachforschung in Gegenwart und Zukunft gesichert werden.

Das Deutsche Spracharchiv der Universität Münster stellt dazu einen Aufnahmewagen und einen Toningenieur zur Verfügung. In jeder Gemeinde des Kreisgebietes sollen etwa 4 – 5 Aufnahmen von 20 Minuten Dauer gemacht werden.

Da die künftige Entwicklung der Sprache unseres Minden-Ravensberger Landes sicherlich mitbestimmt wird von den jetzt hier lebenden mittel- und ostdeutschen Menschen, soll auf Vorschlag von Universitätsprofessor Dr. Zwirner, dem Direk-

tor des Deutschen Spracharchivs, bei den Aufnahmen auch die Sprache der Vertriebenen und Flüchtlinge berücksichtigt werden. Dem gegenwärtigen Verhältnis von Einheimischen und Flüchtlingen entspricht es, hierfür etwa 20 % aller Aufnahmen vorzusehen.

Diese Arbeit wird uns im Heimatgebiet sicher mehrere Jahre in Anspruch nehmen. Um die plattdeutsche Bestandsaufnahme durchführen zu können, ist die Mitarbeit der Kreisheimatpfleger, der Ortsheimatpfleger und der Vorsitzenden der örtlichen Heimatvereine erforderlich.

Ich bitte um die Mitarbeit jedes einzelnen, der sich unserer minden-ravensbergischen Heimat gegenüber verantwortlich fühlt.

Es geschah in Gütersloh

Einst . . .

Auf nicht weniger als 140 Jahre kann die „Alte Heuwaage“ zurückblicken, jene Gaststätte Unter den Ulmen 4. Der Gütersloher Fuhrherr Angenete erbaute sie im Jahre 1826. Nicht jeder wird wissen, daß sie einst die Funktion einer Finanzamtnebenstelle hatte. Hier bezahlten die Kattenstrother Bauern zu bestimmten Terminen ihre Steuern, und zwar bis zur Eingemeindung im Jahre 1910, und sparten so den weiten Weg bis nach Wiedenbrück.

. . . und jetzt

Februar 1966

28. Das Postamt verzeichnet 4481 Hauptanschlüsse für Fernsprechteilnehmer.

März 1966

20. Ein portugiesischer Geistlicher zelebriert in der Heilig-Geist-Kirche für portugiesische Gastarbeiter die Heilige Messe.

28. Gastspiel des Jugoslawischen Nationalballetts in der Paul-Thöne-Halle.

29. Gründung der „Gesellschaft zur Förderung der bildenden Kunst im Kreis Wiedenbrück e. V.“, in deren Rahmen die Gütersloher „Zimmergalerie“ zu einer ständigen Einrichtung erhoben werden soll.

April 1966

14. Am Abend setzte Schneefall ein und überzog auch Gütersloh nochmals mit einem Winterkleid.

20. Abbruchbeginn des Hauses Müller-Potthoff an der Kreuzung Blossenstätte/Berliner Straße. – Mit Beginn des neuen Schuljahres nahm die dritte Realschule mit einer angeschlossenen Aufbaurealschule ihren Betrieb auf, bis zum Abschluß der Umbauarbeiten im früheren Gebäude des Mädchen-Gymnasiums vorerst noch im Gebäude der Knabenrealschule. – Mit der im März fertiggestellten Turnhalle der Schule Pavenstädt verfügt Gütersloh über 11 städtische Schulturnhallen.

Mai 1966

2. Inspektion des NATO-Flughafens Gütersloh durch Luftmarschall P. F. Spotswood, den neuen Oberbefehlshaber der britischen Luftstreitkräfte in Deutschland.

6. Die Gaststätte „Stadtkrug“ eröffnet den Neubau am Büskerweg 2 gegenüber dem Verwaltungsgebäude.

20. Auftakt der Hundertjahrfeier (20.–22. 5.) der Gütersloher Kyffhäuser-Kameradschaft.

26. Brand im Haus des Discount-Handels an der Königstraße.

27. Der sowjetische Vizeminister für Dienstleistungen, Boris A. Samoilow, besichtigte mit einer Delegation die Miele-Werke.

28. Kirchweihe und feierliche Einsegnung des Blankenhagener Pfarrzentrums „Heilige Familie“ durch Lorenz Kardinal Jaeger aus Paderborn.

30. Vom Radsportverein Gütersloh-Spexard zum 11. Male ausgerichtetes internationales Radrennen um den „Industrie-, Handels- und Presse-Preis von Gütersloh“.

31. Abbruch des Fachwerkhauses in der Strengerstraße 12 (Fischgeschäft Wilh. Strothlücke).

Juni 1966

6. Genau am 6. 6. 66 eröffnete die Städtische Sparkasse an der Schalückstraße 6 ihre 6. Hauptzweigstelle. – Die dritte Realschule zog in das renovierte Gebäude des alten Mädchen-Gymnasiums ein.

8. Der Gütersloher Flughafen erhält Besuch vom britischen Verteidigungsminister D. Healey, der von hier nach Bielefeld fuhr und später wieder nach London zurückflog.

12. Ein heftiges Gewitter, begleitet von wolkenbruchartigen Niederschlägen und starkem Hagelschlag, unterbricht am Sonntagnachmittag eine längere Schönwetterperiode. Innerhalb einer halben Stunde sank die Temperatur von über 30 auf unter 20 Grad Wärme.

14. Wiederum ging in den Mittagsstunden ein unwetterartiges Gewitter mit starken Niederschlägen in Form von Regen und Hagelschlag über Gütersloh hinweg. Straßen, Bahnunterführungen und viele Keller standen unter Wasser, die Feuerwehr hatte Großeinsatz.

15. Zum dritten Mal innerhalb weniger Tage wurde Gütersloh von einem heftigen Gewitter heimgesucht, diesmal am späten Nachmittag.

W. Lenz

Blick in Bücher, Bibliotheken und Archive

DIETMAR GEERS: „Bauernhöfe im Münsterland. Alter, Entwicklung, Hofnahe Flur“; 32 S. mit 6 Zeichnungen und 8 Fotos; Kleine Westfälische Reihe, Gruppe I, Heft 7; herausgegeben vom Westfäl. Heimatbund im Gemeinschaftsverlag Aschendorf und E. v. W. Gieseking, Münster und Bielefeld-Bethel 1965; broschiert DM 1,-.

Die Landschaft unserer Heimat ist weitgehend von Menschenhand geformt worden. Generation auf Generation hat auf ihrem Boden gerodet und gepflanzt, gesät und geerntet. Es fragt sich, ob wir Menschen von heute, die mit Baggern und Planiermaschinen ohne Anstrengung die Erde aufreißen, noch den rechten Maßstab für das Werk unserer Vorfahren haben. Derjenige, der in die Siedlungsgeschichte eindringt, bekommt einen Blick für die Mühe und die Arbeit des Bauern um seinen Boden, und ihm erschließt sich die heimische Kulturlandschaft als das Ergebnis einer langen Entwicklungsreihe. Der Verfasser des vorliegenden Heftes erforschte die Besiedlung des Kreises Warendorf. Auf erprobtem und bewähr-

tem Wege verwandte er das Urkataster von 1830 mit den dazugehörigen Mutterrollen, Flurbüchern und Karten. Das dadurch gewonnene Flurbild ließ sich mit neueren topographischen Karten (Meßtischblättern) vergleichen. In die Zeit vor dem 19. Jahrhundert einzudringen, half die Deutung der Flurnamen und die Verwendung weiterer historischer Quellen, wie der Abgabenliste der Grundherren. Aus der Summe dieser Forschung ergab sich die klare Darlegung der Besiedlung des Kreises Warendorf.

Besondere Betrachtungen sind den hofernen und hofnahen Ackerflächen, den Wiesen, dem Wald, dem Garten und dem Hofplatz gewidmet. Der Kenner findet in den Siedlungsgeschichten der Nachbarkreise Warendorf und Wiedenbrück auffällige Parallelen. Vor allem aber kann dieses leichtverständliche Büchlein jedermann helfen, in die Vergangenheit seines Hofes oder seines Heimatortes einzudringen. G. W. Schluckebier

Herausgeber: Heimatverein Gütersloh e. V., 1. Vorsitzender Walter Sundermann, 483 Gütersloh, Haagestraße 27, Tel.: (0 52 41) 23 94. Schriftleitung: Chefredakteur Werner Lenz, 483 Gütersloh, Schillstraße 23, Tel.: (0 52 41) 55 85. Mitarbeiter dieses Heftes: Ludwig Grabemann, 483 Gütersloh, Berliner Str. 133; Werner Heybrock, 483 Gütersloh, Nachtigallenweg 52; Dr. Fritz Hölzel, 484 Rheda, Droste-Hülshoff-Str. 6; Werner Lenz, 483 Gütersloh, Schillstraße 23; Georg-Wilhelm Schluckebier, 483 Gütersloh, Mozartweg 50; Dr. Ernst Theodor Seraphim, 4816 Sonnestadt, Westallee 7; Prof. Gerhard Ulrich, 483 Gütersloh, Am Türmchen 12. Bildnachweis: Die Fotos lieferten Dr. M. Büchner, 48 Bielefeld, Stapenhorststraße 1 (S. 83, 84, 85); Hagen Kraak, 483 Gütersloh, Gutenbergstraße 20 (S. 63, 66, 69 und Umschlag); Museum für Mineralogie der Humboldt-Universität Berlin (S. 79); Paul Westerfrölke, 483 Gütersloh, Wilhelm-Well-Str. 13 (S. 87, 89, 90, 91); Zeichnungen (S. 70, 71, 72, 73, 81) nach Vorlagen der Verfasser von August Lüdecke, 483 Gütersloh, Nachtigallenweg 56. Umschlag: Den Entwurf für die Titelgestaltung des Umschlages besorgte Wolfgang Zill, 483 Gütersloh, Am Türmchen 12. Zuschriften und Manuskripte können an den Herausgeber oder an die Schriftleitung gesandt werden. Für den Inhalt der Beiträge zeichnen die jeweils genannten Verfasser verantwortlich. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Erscheinungsweise: 4 Hefte im Jahre 1966. Bezugsbedingungen: normales Einzelheft DM 1,25; Jahresabonnement DM 3,-, für Mitglieder des Heimatvereins Gütersloh DM 2,-. Dieses Doppelheft kostet einzeln DM 2,-. Bestellungen nehmen die Buchhandlungen und der Verlag entgegen. Verlag und Herstellung: Ludw. Flöttmann, Buch- und Offsetdruckerei, 483 Gütersloh, Berliner Str. 63, Postfach 49, Tel.: (0 52 41) 25 37. Die Klischees lieferte Giesow & Co., Bielefeld.

interlübke
interlübke
interlübke
interlübke
interlübke
interlübke
interlübke
interlübke
interlübke
interlübke

interlübke

Gebrüder Lübke KG.,
Möbelfabrik
4832 Wiedenbrück, Lindenweg 4

Baumhüter

Wäsche

für die
atmende
Haut

unterstützt die gesunde Hautatmung.
Das erfrischt · Sie fühlen sich wohl
den ganzen Tag.

P. BAUMHÜTER GMBH · 4832 BATENHORST